



Inhalt: Maiengruss, gezeichnet von Professor Caspar Scheuren, mit Gebicht von Ludwig Bund. — Ein Glas Wasser oder eine Rosenknospe. Novelle von Louise Mühlbach. (Fortsetzung.) — Frau von Aléon (mit Porträt). — Paul Kowenka und seine Kalkstoffsilhouetten. Von Ludwig Vietzsch. — Mosenbericht. — Die Dame ohne Herz. Roman von Karl Heigel. (Fortsetzung, mit Illustration von F. Simmler). — Warum? Gebicht. — Römische Briefe an eine Dame. Von Wilhelm Marx (mit Initialen von Koeber). — Wirthschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Mosenbild nebst Beschreibung. — Räthsel. — Correspondenz. — Notiz.



„Maiengruss“

von Prof. C. Scheuren.

Sei gegrüsst, in deiner Schöne,
Frühlingszauber, Maienwonne!
Hell erwachtes Reich der Töne,
Goldner Strom der neuen Sonne!

Maiengruss, von allen Zweigen
Weht und rauscht und klingt er wieder,
Und aus blauen Lüften neigen
Leuchtend sich die Engel nieder.

Aus des Winters starrem Haupte
Stieg der Veilchen duft'ge Fülle;
Was der Sturm, die Kälte raubte,
Bringt der Lenz in schöner Hülle.

All die Blüthen, die sie streuen,
Und den Frieden, den sie bringen,
Lass sie ganz dein Aug' erfreuen,
Lass ihn deine Brust durchdringen!

An der Wälder grünen Hängen
Künten leis die Maienglocken,
Und in schmetternden Gesängen
Tönt der Nachtigall Frohlocken.

Lenzzauber, lichtdurchflossen,
Selbst die Haide wird zum Garten;
Wem der Mai das Herz erschlossen,
Darf getrost den Herbst erwarten!

Ludwig Bund.

Ein Glas Wasser oder eine Rosenknospe.

Novelle von Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

„Du liebst ihn nicht,“ rief der Alte achselzuckend, „das ist auch so eine Chimäre, welche Du in den einsamen Schattengängen unseres Parkes im Faubourg St. Germain in Dir aufgenommen hast! Sie muß aber vor der strengen Wirklichkeit in Nebel zerfließen. Seit wann ist es denn Sitte, daß man die Töchter vornehmer Häuser bei ihrer Vermählung nach ihren Herzen fragt und bei dem erst anklopft und fragt, ob es Liebe empfinde? Du bist edel geboren, stolz und vornehm, wie es nur eine Prinzessin ist. Und wann hat man denn die Prinzessinnen bei ihrer Vermählung gefragt, ob sie die Prinzen lieben, denen man sie vermählt?“

„Ich danke auch darum Gott, mein Vater, daß ich keine Prinzessin bin,“ sagte Solanges mit einem sanften Lächeln. „Da ich aber jetzt auch keine Comtesse mehr bin, sondern nur eine arme Arbeiterin, so habe ich damit zum mindesten mir wohl das Recht erworben, wenn ich mich vermählen soll, bei meinem eigenen Herzen anzuklopfen und zu fragen, ob es liebt. Ich liebe den Marquis St. Juste nicht und ich flehe zu Dir, mein Vater, daß Du mich nicht zwingen wollest, mich mit ihm zu vermählen.“

„Ich aber, ich liebe Dich genug, um Dich zwingen zu wollen zu Deinem Glück,“ rief der Alte, „ja, Solanges, zu Deinem Glück! Denn ich weiß, daß Du mit dem Marquis St. Juste ein glückliches Leben führst. Er liebt Dich, er betet Dich an, er wird Alles thun, um Dich glücklich zu machen. Und ich sage Dir, wenn er uns sucht, wenn seine Liebe so stark ist, daß sie auch diese Prüfung überwindet, wenn er uns hier findet, hier in diesem elenden, armeneligen Gemach dennoch seine Wünsche und seine Bitte erneuert und von mir die Hand meiner Tochter erfleht, so gebe ich sie ihm und befehle meiner Tochter, daß sie aus dieser Erbärmlichkeit hervorgehe.“

„Ich flehe zu Gott, daß er gnädig sei, und daß der Marquis uns hier nicht finde, und daß das Schlimmste von mir fern bleibe,“ sagte Solanges, die Hände faltend und den Blick empor hebend zum Himmel. „Doch nun, mein Vater, lassen Sie es genug sein mit unserer traurigen Unterredung. Es beginnt zu dämmern, und ich muß fort.“

„Wohin?“ fragte der Graf. „Zu meinem Brodherrn,“ erwiderte sie sanft, „Sie sehen, das Blumenstück hier ist vollendet, und ich muß eilen, daß ich komme, bevor der Laden geschlossen wird.“

„Es ist, um Blut zu weinen,“ murmelte ihr Vater, „eine Gräfin St. Pierre, die zu Fuß in den Laden eines Kaufmanns geht, um ihre Kunstschätze zu verkaufen!“

Solanges hatte indessen ihr Kunstwerk sorgsam in die kleine Ledermappe geborgen und nahm jetzt von dem Haken an der Thür ihren Hut und ihren Shawl, um sich darin einzuhüllen. Dann hing sie die kleine Mappe an ihren Arm und näherte sich dem Alten.

„Auf Wiedersehen, mein theurer Vater,“ sagte sie, seine Hand an ihre Lippen drückend. „In einer Stunde bin ich zurück und dann, wenn Sie es wünschen, singe ich Ihnen alle die Lieder vor, welche Sie lieben. Auf Wiedersehen.“

II.

Elastischen Schrittes und hastig, um noch zur bestimmten Frist den Laden ihres „Brodherrn“ zu erreichen, eilte Solanges durch die schmuzige Straße dahin. Einmal nur schweifste ihr Blick hinüber nach der anderen Seite der Straße und senkte sich dann nieder, während ein Lächeln um die purpurrothen Lippen zuckte. So flüchtig der Blick auch gewesen, er hatte doch den jungen Mann gesehen, welcher drüben an der Thüre des niedrigen Hauses stand und tief und ehrfurchtsvoll sich vor ihr neigte.

Sie dankte ihm nicht, sondern schlüpfte eilends die enge Straße hinauf und trat jetzt ein in das Gewühl der breiten Broadway-Street. Aber das Gewühl erschreckte sie nicht, und müthig brach sie sich Bahn durch die drängenden Menschen. Sie wußte wohl, daß Er ihr gefolgt war und sie behüte und daß, wenn irgend eine Gefahr sie bedrohe, er zu ihrer Abhilfe herbeieilen würde.

Den ersten Tag war er ihr begegnet, damals war's Zufall gewesen; doch seit dem war's nicht Verabredung, aber schweigendes stilles Uebereinkommen.

Jeden Abend, wenn die Sonne untergegangen, und Solanges nicht mehr mit ihren künstlerischen Arbeiten beschäftigt war, verließ sie die enge düstere Wohnung, um entweder kleine Einkäufe für die Wirtschaft zu machen oder auch ihre Arbeiten zu dem Kunsthändler zu bringen, und jeden Abend stand er drüben auf der anderen Seite der Straße und folgte ihr.

Hastig schritt sie weiter durch das Gewühl dahin und als sie jetzt die großen glänzenden Spiegelscheiben vor dem Laden des Kunsthändlers erblickte, athmete sie erleichtert auf. Der Laden war noch nicht geschlossen, und sie konnte noch heute das Geld für ihre Malerei in Empfang nehmen. Die breiten drei Marmorstufen eilenden Fußes hinaufschreitend, trat sie jetzt ein in den Laden.

„Nun, Miß, was bringen Sie?“ fragte der Kaufherr mit hochmüthigem Nicken.

„Das Rosenbouquet, mein Herr, welches Sie bei mir bestellt hatten.“

„Wie, Sie sind schon fertig? Gestern erst die Bestellung und heute schon vollendet. Sie müssen entweder sehr flüchtig gearbeitet haben oder sehr des Geldes bedürftig sein, um die Arbeit schon vollendet zu haben.“

„Nehmen wir lieber das letztere an,“ entgegnete Solanges freundlich. „Ich hoffe, Sie werden zufrieden sein mit meiner Arbeit.“

Sie öffnete die Mappe und reichte dem Kaufherrn das Blatt mit dem Rosenbouquet hin.

Er betrachtete es aufmerksam bei dem Lichte der Lampen, die von der Decke herniederleuchteten; dann nickte er ihr gravitätisch, doch wohlwollend zu.

„Wirklich recht gut. Wieviel war die ausbedungene Summe?“

„Zwei Pfund Sterling, mein Herr.“

„Sie sollen sie haben, weil ich sie versprochen habe,“ sagte der Kaufherr stolz, „obwohl mir scheint, daß ich zuviel geboten habe für eine Arbeit, die Sie in zwei Tagen vollendet haben.“

„Mein Herr, die Kunst geht freilich nach Brot, doch läßt sie sich nicht nach Stunden der Arbeit abwägen,“ erwiderte Solanges

leise, indem sie die beiden Goldstücke, welche der Kaufherr vor ihr auf den Ladentisch hinschleuderte, demüthig aufnahm und in ihre kleine Börse steckte.

„Und haben Sie keine neue Bestellung?“ fragte sie dann schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen.

„Ich weiß noch nicht. Kommen Sie morgen wieder, Miß, vielleicht findet sich Etwas.“

„Ich wollte, mein Herr, es hätte sich heute schon gefunden,“ sagte sie mit leiser flehender Stimme. „Es ist schwer und beängstigend, auf das Ungefähr zu arbeiten, und doch ist das Leben theuer, und die Sonne und das Tageslicht ist so kurz in meiner Wohnung; ich möchte die Zeit nicht versäumen, um hierher zu kommen.“

„Nun, so arbeiten Sie immer,“ sagte der Kaufherr, ungeduldig der Unterredung ein Ende zu machen, „arbeiten Sie und bringen Sie die Sachen her, ich denke wohl, ich nehme sie.“

Sie neigte leise das Haupt, wandte sich um und schritt hinaus. Draußen warf sie wieder einen flüchtigen Blick hinüber nach der anderen Seite der Straße, dann seufzte sie. Er war nicht da, er hatte wohl so lange nicht warten mögen, und sie mußte nun allein, unbeschützt von seinem Blick, der ihr so viel Muth und Energie gegeben, zurückgehen den langen, weiten Weg bis zu ihrer Wohnung.

Er war nicht da, und der Traum war vielleicht schon zu Ende. Er hat wohl errathen, daß sie nur eine arme Arbeiterin ist, und kümmert sich nicht mehr um sie! —

Nein, er war nicht da, er war die Straße weiter hinauf gegangen und dort in dem Portal eines der stolzen Paläste, die zu beiden Seiten der Broadway-Street stehen, hatte er sich in dem Schatten einer Säule verborgen und von da spähte er behutsam die Straße hinunter, sorgsam bemüht, nicht gesehen zu werden von ihr, da sie jetzt hinaustrat aus dem Laden und den Rückweg einschlug. Aber als sie um die Biegung verschwunden war, trat er hervor, ging hastig den Weg zurück und trat ein in den Laden des Kaufherrn, welcher eben im Begriff war, die eiserne Pforte hinter der Glasthür zu schließen; doch da er den jungen Herrn eintreten sah, slog ein Lächeln über sein Angesicht, und er neigte sich tief und ehrfurchtsvoll vor ihm, wie er nur vor seinen vornehmsten Kunden sich zu neigen pflegte.

„Ah, Sie sind es, Sir Arthus, Sie kommen sicherlich wieder, um ein hübsches Aquarellenblatt zu haben und es freut mich, Ihnen etwas sehr Reizendes bieten zu können. Meine kleine französische Arbeiterin ist eben wieder da gewesen und hat mir das Rosenbouquet, welches Sie wünschten, gebracht. Es ist schon vollendet.“

Er reichte das Blatt dem jungen Manne dar, welcher es hastig ergriff und mit glühenden Blicken betrachtete.

„Wie schön, wie kunstvoll das gemalt ist!“ rief er begeistert aus. „Wahrlich, das junge Mädchen ist eine Künstlerin ersten Ranges.“

„Es ist wahr,“ bemerkte der Kaufherr, „sie versteht ihr Handwerk sehr gut.“

„Ihr Handwerk, mein Herr?“ rief Sir Arthus empört. „Wer so eine Noje auf das Papier hinzuhacken versteht, daß man meinen möchte, sie sende ihre Düste Einem entgegen, der ist kein Handwerker, mein Herr, der ist ein Künstler.“

„Nun ja, ganz wie Sie es wünschen, ein Künstler oder vielmehr eine Künstlerin!“ sagte der Kunsthändler lächelnd. „Ein Glück für solche Künstlerin, daß es noch so enthusiastische Kunstliebhaber gibt, wie Sir Arthus.“

„Das Blatt gehört mir, Sie wissen es, mein Herr.“

„Wenn Sie darauf bestehen, gehört es Ihnen! Doch muß ich Ihnen sagen, daß viele Bestellungen gekommen sind, denn es ist ja jetzt Mode, daß man Sammlungen von Aquarellen in das Album legt. Ja, ich habe viele Bestellungen für die junge Künstlerin, und die Folge davon ist natürlich, daß sie mit dem Preise ausschlägt; denn diese Künstlerinnen verstehen es zugleich, Geschäfte zu machen, und die kleine Französin hat auch ihren Preis aufgeschlagen.“

„Sie hat Recht daran gethan, und ich freue mich dessen,“ sagte Sir Arthus, indem er immer noch mit bewundernden Blicken das Rosenbouquet betrachtete. „Der Preis, mein Herr?“

„Vier Pfund Sterling, nicht mehr und nicht weniger habe ich der jungen Dame heute auszahlen müssen.“

„So nehmen Sie hier fünf Pfund,“ rief Sir Arthus, indem er seine Börse hervorzog und die Banknote dem Kunsthändler hinlegte. „Fünf Pfund Sterling, denn natürlich, Sie müssen auch Ihr Verdienst dabei haben. Aber nun hören Sie: alle Blätter, welche die junge Dame von jetzt an malt, betrachten Sie als von mir bestellt. Sie werden nicht Eins derselben an Jemand anderen geben.“

„Aber, Sir Arthus,“ unterbrach ihn der Kunsthändler, „ich sagte Ihnen schon, daß viele Bestellungen gekommen sind.“

„Sie werden sie alle abweisen,“ rief der junge Mann hastig.

„Alles was die junge Künstlerin malen kann, gehört mir, und ich lege Beschlag darauf. Machen Sie ihr so viel Bestellungen, wie Sie wollen, und wie sie ausführen kann, ich zahle für jedes Blatt sechs Pfund Sterling. Doch, mein Herr,“ fuhr er leiser und fast schüchtern fort, „ich bitte, daß Sie der jungen Künstlerin jedes Mal fünf Pfund Sterling auszahlen. Legen Sie es mir nicht als Mißtrauen aus, wenn ich noch eine andere Bitte an Sie richten möchte.“

„Und die wäre?“ fragte der Kaufherr lächelnd.

„Ich möchte Sie bitten, jedesmal, wenn Sie der jungen Dame ihr Honorar auszahlen, sie eine kleine Quittung unterzeichnen zu lassen, die Sie dann die Güte haben, mir zu geben. Ich wiederhole Ihnen, es ist nicht Mißtrauen meinerseits, ich wünsche nur die Handschrift der jungen Dame zu kennen.“

„Gut denn, es was geschähen, wie Sie wollen,“ erwiderte der Kaufherr mit etwas gereizter Stimme. „Vielleicht möchte es genügend sein, Einmal eine solche Quittung auszufstellen, dann hätten Sie die Handschrift! Doch, Sir Arthus, ich will Ihnen beweisen, daß ich weder mißtrauisch noch empfindlich bin, und Sie sollen jedesmal die Quittung erhalten.“

„Und wann wird sie wiederkommen, und was für Bestellungen haben Sie ihr gemacht?“

„Bis jetzt noch gar keine, ich habe ihr gesagt, sie solle morgen wieder hierher kommen.“

„Hierher kommen? Mein Gott, und Sie wissen nicht, daß die junge Dame arm ist und lebt von dem, was sie sich erwirbt?“ fragte Sir Arthus hastig. „Wie konnten Sie so grausam sein, sie ohne Bestellung fortzuschicken. Ich bitte, senden Sie noch heute zu ihr und lassen Sie ihr melden, daß viele Bestellungen eingegangen wären, und daß sie so eifrig wie möglich noch ein Rosenbouquet malen möge.“

„Bedaure, Sir Arthus! Mir ist die Wohnung der jungen Dame nicht bekannt, und ich kann daher nicht zu ihr schicken.“

„Nun denn, ich weiß sie,“ sagte der junge Mann schüchtern. „Ja, ich weiß, wo die junge Dame wohnt.“

„Ah, Sie wissen das,“ wiederholte der Kaufherr mit einem verstoßenen Lächeln. „Vielleicht hätten Sie dann die Güte, die Bestellung zu machen, Sir Arthus.“

„Nein, ich wage das nicht,“ sagte er hastig, „ich werde Ihnen die Adresse aufschreiben, und Sie werden hinschicken und die Bestellung machen.“

Er nahm ein Blatt Papier aus seinem Portefeuille, schrieb Namen und Wohnung auf und reichte es dem Kaufherrn dar. „Senden Sie heute Abend noch, denn ich weiß, die junge Dame beginnt schon früh ihr Tageswerk, weil die Sonne in ihrem dunkeln Gemache früh untergeht. Senden Sie daher noch heute zu ihr, damit sie morgen früh schon an die Arbeit gehen kann.“

Er grüßte den Kaufherrn und verließ eilig den Laden, dessen Inhaber ihm mit einem spöttischen Blicke nachschaute.

Sir Arthus ging bis zur nächsten Ecke, wo ein elegantes Tilbury seiner harrete. Der Groom war von dem Sitze niedergestiegen und reichte jetzt seinem Herrn die Hand, um ihm beim Einsteigen behilflich zu sein, dann gab er ihm die Zügel in die Hand und sprang eifrig auf den Bedientensitz. In raschem Trab jagte das stolze Ross mit dem Tilbury die Straße hinunter. Hinaus aus der City ging der Weg nach Westend, dorthin wo die vornehmen Leute, die Aristokraten, die stolzen Vertreter der Adelsfamilien ihre Häuser haben.

Vor einem dieser Häuser in Holywood-Street hielt das Tilbury an, und Sir Arthus sprang hinunter und näherte sich der verschlossenen Pforte des Hauses. Er hatte nicht nöthig, den glänzenden Klopfer zu bewegen, die Thür öffnete sich schon, und der Portier mit dem breiten Bänderker über der Schulter und dem großen Stock mit dem Messingknopf in der Hand trat ehrfurchtsvoll bei Seite, um den „jungen Herrn“ einzulassen.

„Meine Mutter noch daheim?“ fragte er, indem er freundlich dem Portier zunickte und durch die weite, von Marmorsäulen getragene Vorhalle dahinschritt.

„Ja, Milady sind noch zu Hause,“ erwiderte der Portier mit feierlicher Miene.

Sir Arthus lächelte, indem er langsam die breite, mit Teppichen belegte Marmortreppe hinaufschritt, auf deren Abgängen weiße Marmorstatuen mit feierlicher, ernster Miene ihm entgegenstauten. „Milady,“ wiederholte er leise in sich hinein. „Der neue Titel gehört auch zu dem neuen Hause.“

Auf der Biegung der Treppe stand er still und schaute zurück in das glänzend decorirte Vestibül, schaute hinauf nach dem Corridor, der oberhalb der Treppe zu beiden Seiten die lange Reihe der Zimmer begrenzte.

„Wie neu Alles ist,“ sagte er dann still vor sich hin, indem er weiter schritt. „Wie wenig gleicht all diese neue Pracht unserm guten alten Hause in der City! Und doch war's mir lieber, und ich fühlte mich heimlicher da, wie hier in dieser neuen Herrlichkeit.“

Er blieb oben auf dem Corridor stehen und schaute fragend und suchend sich um, als eine der breiten Flügelthüren heftig geöffnet ward, und in derselben eine große, stattliche Dame erschien. Sir Arthus eilte ihr entgegen und küßte die Hand, welche sie ihm darreichte.

„Ein Glück für mich, meine Mutter, daß Sie gerade kommen,“ sagte er, „ich stand hier wirklich in einiger Verlegenheit auf dem Corridor unseres schönen Hauses und wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte, und wo mein Zimmer sich befände.“

„Ich hoffe doch, Du beklagst Dich nicht,“ rief seine Mutter.

„Ich hoffe, Du bist gleich mir entzückt, daß wir endlich diese elende, schmutzige City verlassen haben und wieder wohnen, wie es uns ziemt und wie es unserm Range angemessen ist. Kommt, mein Sohn, ich selbst führe Dich in Deine Zimmer. Deine Mutter will Dir den Weg zeigen in Deine neue Wohnung, wie sie Dir auch den Weg gezeigt hat von der City nach Westend,“ fuhr sie fort, indem sie die Thür öffnete und mit ihrem Sohne in ein glänzendes Gemach eintrat.

„Schau Dich um und sage, ob Du zufrieden bist mit dem Geschmack Deiner Mutter.“

Er ließ einen langen, prüfenden Blick umherstreifen in dem Gemach mit den glänzenden, vergoldeten, mit Sammetstoff überzogenen Möbeln, über den prachtvollen Teppich, der den Boden bedeckte, zu den Candelabern, die zu beiden Seiten des großen Spiegels standen, zu dem Lustre von Bergkrytall, der an goldener Kette von der Decke niederhing, zu dem Marmoramin, auf dessen Rand prächtiger Zierrath von Broncestatuetten und allerlei kostbaren Nippes sich befanden.

„Nun, mein Sohn, Du sagst Nichts?“ fragte seine Mutter nach einer Pause. „Du bist nicht entzückt von der schönen Einrichtung?“

„Ich bewundere sie, meine Mutter; aber ich bin nicht entzückt davon,“ erwiderte er ruhig. „Die Möbel, die ganze Einrichtung ist prächtig, das ist wahr; aber sie ist mir zu neu.“

„Wie, zu neu? Ich verstehe Dich nicht, mein Sohn. Was willst Du damit sagen? Natürlich, da wir uns ein neues Haus gebaut und uns darin eingerichtet haben, so muß die Einrichtung neu sein.“

„Und das, meine Mutter, scheint mir ein Fehler,“ erwiderte er. „Ein Fehler, den Ihre vornehmen und stolzen Verwandten sicherlich bemerken werden, um Sie damit zu ärgern und zu kränken, meine Mutter.“

„Ich wiederhole Dir, daß ich Dich nicht verstehe,“ erwiderte Mißtreß Limplestick, indem sie sich gravitätisch in einen der vergoldeten Lehnstühle niederzusetzen ließ. „Ich begreife nicht, wie meine vornehmen Verwandten mich ärgern und verhöhnen könnten, weil Alles hier so neu und prächtig ist. Im Gegentheil, mir scheint, sie könnten mich nur darum beneiden; denn es beweist, daß wir sehr reich sein müssen, um uns so prächtig einzurichten.“

„Es beweist aber auch, meine Mutter, daß unser Reichthum nicht das Erbe unserer Ahnen ist, sondern von so neuem Datum, wie unser Rang und unsere Würde, wie, vergeben Sie mir meine Mutter, der Titel „Lady“, den Ihnen Ihre Dienerschaft beilegt. In unserem lieben Hause in der City, da war's anders! Da waren freilich nicht die Möbel so kostbar und so prunkend; aber sie waren alt, sie waren das Erbe unseres Vaters, der sie wiederum von seinem Vater geerbt hatte; sie trugen den Stempel des Adels an der Stirn, denn sie trugen den Stempel vergangener Jahre und langer Zeiten.“

„Sie waren so ärmlich, wie das ganze alte Haus in der City, dessen ich mich schon lange geschämt hatte,“ sagte die Mißtreß eifrig, „doch Dein Vater war in diesem Punkt, wie in so vielen andern

sehr eigenständig. Ich hatte ihn seit Jahren gebeten, ja mein Sohn, gebeten, das alte düstere Haus zu verlassen oder wenigstens es neu herzurichten; aber all mein Bitten war umsonst gewesen, er wollte das alte graue Haus nicht verlassen.

„Und mir scheint, meine Mutter, er that recht daran,“ erwiderte der junge Mann sanft. „Er hatte in diesem alten grauen Hause seinen Vater und seine Mutter sterben sehen, er hatte dort ihren letzten Segen empfangen und hatte dort gearbeitet und geschafft ein langes thatenreiches, segensvolles Leben hindurch.“

„Recht so, recht, fahre nur so fort,“ rief seine Mutter ärgerlich, „kränke mich nur auch, wie es Dein Vater immer gethan! Du bist der echte Sohn Deines Vaters und doch bist Du auch Blut von meinem Blute. Es scheint mir, Du mühestest stolz und glücklich sein, endlich aus der Erniedrigung hervorzutreten und wieder der Sohn meines Hauses zu werden.“

„Ich wollte, meine Mutter, ich wäre noch der Sohn meines Vaters,“ sagte der junge Mann mit einem tiefen Seufzer. „Alle die neue Pracht und Herrlichkeit gäbe ich willig hin, wenn dafür mein guter, edler Vater noch unter uns wülte. Es waren doch die schönsten Stunden, wenn ich bei ihm in seinem kleinen Comtoir, in dem düsteren Hintergebäude unseres Hauses, saß, und wenn er mir erzählte von seiner Jugend, von seinen Träumen und seinem Ehrgeiz, und wie er gerungen mit Armuth und Entbehrung, und wie endlich ihn seine Arbeit reich gemacht und angesehen. Sein Vater hatte ihm schwere Pflichten zurückgelassen. Durch unglückliche Conjunctionen, durch den Bankrott anderer Häuser war sein Vater selber bankrott geworden, und der Gram hatte dem alten Manne das Herz gebrochen, und vor Kummer war er gestorben.“

„Es war eine entsehlliche Zeit,“ sagte seine Mutter mit düsteren Blicken. „Ich ahnte Nichts davon; denn nimmer hätte ich Deinem Vater meine Hand gegeben, wenn ich gewußt hätte, daß er nicht der reiche Millionär war, für welchen man ihn hielt. Es war der Demüthigung und Erniedrigung schon an sich selbst genug, daß ich, die Tochter eines Lords, der seine Ahnen bis zu den Plantagenets hinaufführte, daß ich das Weib eines Kaufherrn der City wurde! Ach, mein Sohn, es war eine harte, grausame Nothwendigkeit! Mein Vater, Lord Edmund, war gestorben, ohne seinen Töchtern irgend etwas Anderes zu hinterlassen, als Schulden, und der Vetter, welcher seine reichen Güter als Majoratserbe bekam, war erbarmungslos und verjagte uns ohne Mitleid aus dem Schlosse, in welchem wir bis dahin gelebt hatten. Mir blieb nur die Wahl zwischen dem Tod und der Erniedrigung, die Frau eines Kaufmanns zu werden. Ich war noch jung, ich wollte noch leben, und so ward Lady Euphemia zur Mistreß Timblestick. Wie viel Demüthigung, wie viel Kränkung aber habe ich seitdem erfahren! Meine reichen Verwandten wollten Nichts mehr von mir wissen, und diejenigen, welche sich bis dahin meine Freundinnen genannt,kehrten jetzt verächtlich der Mistreß Timblestick den Rücken, besonders seit dem Unglück, das uns darniedererschmetterte, seit dem Bankrott Deines Großvaters.“

„Doch hatten Sie keinen Grund, sich dessen zu schämen, meine Mutter,“ erwiderte der junge Mann stolz. „Es war nicht eigentlich ein Bankrott, denn mein Vater bezahlte alle seine Gläubiger.“

„Ja, er bezahlte sie und ließ uns selbst Nichts, als Noth und Jammer,“ rief seine Mutter, „die Gläubiger wollten schon zufrieden sein mit der Hälfte, er aber war zu stolz, um dazwischen zu willigen. Er verkaufte Alles, selbst die Brillanten, die er mir zum Hochzeitsgeschenke gegeben, verkaufte Alles und bezahlte seine Gläubiger, und uns blieb kaum so Viel übrig, um ärmlich und kümmerlich zu leben.“

„Doch, meine Mutter, er arbeitete, und Gott segnete seine redliche Arbeit und seinen Fleiß. In zehn Jahren mühseligen Lebens und langer Nachtwachen hatte er sich wieder emporgeschwungen, und die Firma seines Hauses, die nie von einem Schatten der Unehrllichkeit verunkelt gewesen, stand wieder in glänzender Reihe da unter den ersten Kaufleuten der City.“

„Ja, er ward wieder ein angesehener Kaufherr,“ sagte die Mutter achselzuckend. „Doch mit Geld kann man sich Rang und Ehren nicht erkaufen, und ich ward immer doch von meinen Verwandten verachtet. Die ärmste Lady in unserer Familie blickte geringschätzend zu mir nieder, und keine von ihnen ließ sich so weit herab, zu mir zu kommen. Man geht eben nicht in die City, wenn man von vornehmer Geburt ist, und es bleibt immer eine Schmach für eine Lady, die Frau eines Kaufmanns zu sein. Ich habe diese Schmach und Demüthigung getragen während fünf- und zwanzig langer Jahre und nun meine ich, ist es wohl Zeit, daß ich dafür entschädigt werde.“

„Doch um Ihnen diese Entschädigung zu gewähren, hat das Schicksal mir meinen Vater genommen,“ seufzte Sir Arthus. „Sein Tod hat Ihnen den Weg gebahnt aus der City in das vornehme Westend, meine Mutter, und ich bin Ihnen gefolgt, weil es der Wille meines Vaters war, daß ich das Handlungshaus, welches uns reich gemacht, schließen und sein Geschäft nicht fortsetzen sollte.“

„Du siehst, er fühlte, daß Du zu Höherem und Besserem geboren bist!“ rief seine Mutter mit einem stolzen Ausdruck, das Haupt in den Nacken werfend. „Das Blut meiner Ahnen fließt in Deinen Adern, und Dein Vater ehrte es. Er wollte nicht, daß der Urenkel des großen Lord Pembroke im Dunkel des Comtoirs verschwinden oder unter einem Firmenschild begraben werden sollte.“

„Mein theurer Vater ehrte dieses Firmenschild,“ sagte Sir Arthus mit fester Stimme. „Er wußte, daß man im Dunkel des Comtoirs ebenso glücklich, als im Lichtglanz eines Ahnenstaals unglücklich sein kann.“

„Ich bitte Dich, kränke mich nicht durch solche philosophische Betrachtungen und vergiß endlich die City mit Allem, was dazu gehört!“

„Dazu gehört vor allen Dingen mein theurer Vater, und den will und kann ich nicht vergessen,“ rief Arthus mit flammendem Blick.

„Wer sagt denn auch, daß Du ihn vergessen sollst?“ fragte seine Mutter achselzuckend. „Dein Vater selber aber wollte nicht, daß Du ein Kaufmann werdest, und er hat Dich wie einen Lord erziehen lassen. Er hat es nicht gelitten, daß Du auch nur den Versuch machtest, ein Kaufmann zu werden oder auch nur in den Kreisen des Handelsstandes lebtest. Du weißt, er sandte Dich früh mit einem Gouverneur nach Paris. Dann ließ er Dich die ganze Welt kennen lernen, und wo immer hin Deine Neigung sich wandte, das förderte er. Werde ein Dichter, ein Maler, was Du willst, so hörte ich ihn oft zu Dir sagen, 'nur ein Kaufmann werde mir nicht.' Als die Aerzte ihm auf sein ausdrückliches Verlangen gesagt, daß er an einer unheilbaren Krankheit leide, die ihn in

wenigen Jahren abrufen würde, es war während Deiner Abwesenheit und Deiner Reise in Italien, da traf Dein Vater selbst alle Vorbereitungen für seinen Tod. Er ordnete seine Geschäfte und suchte sie nach und nach abzuwickeln. Er kaufte selbst hier das Haus in Westend und bestellte Alles selbst zu dessen glänzender Einrichtung. Ich bin überzeugt, hätte die schlimme Prophezeiung der Aerzte sich nicht erfüllt, und hätte Dein armer Vater noch lange leben können, so würde er, da er seine Geschäfte geschlossen hatte, mit uns hierher nach Westend gezogen sein.“

„Da irren Sie, meine Mutter,“ erwiderte Sir Arthus lebhaft. „Mein Vater liebte und ehrte seinen Stand, und seine Gründe, daß er mich nicht zum Kaufmann erziehen ließ, waren ganz anderer Art. Ich will Ihnen jetzt die letzte Unterredung, welche ich mit ihm hatte, erzählen, meine Mutter. Es war wenige Tage vor seinem Tode, und der Geschäftsführer, den er beauftragt hatte, das Haus hier einzurichten, hatte ihm eben die Nachricht gebracht, daß das Haus jetzt zum Empfang seiner neuen Bewohner fertig sei. Ich fragte meinen Vater, ob wir nicht jetzt in das Haus übersiedeln wollten. Er aber schüttelte das Haupt und mit jenem sanften und traurigen Lächeln, mit welchem er mich in den letzten Jahren immer anschaute, und das mir tief das Herz bewegte, sagte er zu mir: 'Ihr sollt das Haus bewohnen, wenn ich nicht mehr bin. So lange ich lebe, werdet Ihr es wohl noch ertragen, in dem dunklen, ärmlichen Hause der City zu wohnen.' Ich bekehrte meinem Vater, daß ich dieses Haus liebe und gewünscht hätte, immer in demselben zu wohnen an seiner Seite, sein Schüler zu bleiben, von ihm zu lernen, ein großer und geachteter Kaufmann zu werden, wie er es sei. Er schüttelte leise das Haupt. 'Ich will Dir jetzt erklären, Arthus,' sagte er, 'weßhalb ich Dich nicht zu einem Kaufmann erziehen wollte. In jener Stunde, als unser Handlungshaus nicht durch seine eigene Schuld, sondern durch die Schuld Anderer, dem Bankrott nahe war, als ich meinen edlen Vater gebeugt und voll Entsetzens zusammenstürzen sah, als ein Schlagfluß ihn vernichtete, und ich doch dem Tode danke, daß er meinen unglücklichen Vater vor der Schmach eines Bankrotteurs gerettet hatte; in jener Stunde schwur ich mir selber, daß ich Dich, meinen vor wenigen Monaten gebornen Sohn, nimmer solcher Gefahr und solcher Verzweiflung aussetzen wolle. Ueber der Leiche meines Vaters schwur ich, daß ich unserem Hause denselben Glanz und dieselbe Bedeutung, welche es früher gehabt, wieder verschaffen, daß ich unsere Ehre rein waschen wolle von jedem Makel, daß ich reich, ja ein Millionär werden wolle, aber daß ich, wenn ich es geworden, mein Haus schließen wolle, und daß nimmer mein Sohn der Nachfolger meines Hauses werden solle. Ich habe gearbeitet, gekämpft und gestrebt. Ich habe meinen Schwur erfüllt. Unser Haus steht in vollem Glanz da, Millionen habe ich erworben, und sie werden Dein Erbe sein, mein Sohn. Du sollst nicht der Gefahr ausgesetzt werden, sie verlieren zu können, durch fremde Schuld Deine Ehre verdunkelt zu sehen. Darum, mein Sohn, sollst Du kein Kaufmann werden. Zu einem freien Weltbürger habe ich Dich erzogen, und frei sollst Du sein wo und wie Du magst und willst. Das soll der Lohn sein für das Leben voll Arbeit und Mühe, das —“

Arthus stocete, denn die Thränen waren ihm aus dem Herzen in die Augen getreten, und ein Schluchzen unterdrückte seine Stimme. Er legte die Hand über seine Augen und wehrte seinen Thränen nicht.

Seine Mutter schaute mit fast erstaunter, ruhiger Miene ihm zu. Ihre Wimper ward von keiner Thräne genezt. Sie schaute nicht in die Vergangenheit, und der Todte war für sie todt. Sie schaute nur hinein in die Zukunft, und das Leben, welches sie so lange entbehrt, das Leben voll Glanz und Größe und Ansehen, das allein schien ihr reizvoll, und dem allein blickte sie verlangend entgegen.

„Vergebung, meine Mutter,“ sagte Arthus nach einer langen Pause, indem er hastig mit der Hand sich über die Augen fuhr. „Doch die Thränen, die ich um meinen theuren Vater weine, bedürfen nicht der Vergebung. Ich weiß, Sie haben ihn auch geliebt.“

„Ja,“ sagte Miß Timblestick mit ruhiger Stimme. „Ja, ich habe ihn auch recht sehr geliebt. Aber nun laß Dich von dem Beispiel Deines Vaters, den Du so sehr geliebt hast, und der so sehr Deiner Liebe würdig war, laß Dich doch von ihm belehren, was Du zu thun hast. Er ist es gewesen, der uns das Haus hier gekauft und eingerichtet hat, und nun willst Du Deine arme Mutter so sehr betrüben, daß Du in diesem glänzenden Hause Dich noch erinnerst, daß Dein Urgroßvater ein Bäckerjohn gewesen.“

„Ich will mich dessen erinnern, meine Mutter, um mich vor dem Hochmuth zu bewahren,“ sagte Arthus lächelnd. „Gleich wie der Perserkönig sich bei jedem Mahle von seinem Diener zurufen ließ, der Feinde nicht zu vergessen, so will ich von meinem eigenen Gewissen mir zurufen lassen, meine Abkunft nicht zu vergessen, um nicht hochmüthig zu werden. Mein theurer Vater wollte mich bewahren vor den bösen Stunden, die er selbst durchgekämpft, vor der Gefahr, aus einem reichen Mann durch Anderer Schuld zu einem armen Manne zu werden. Es war ein Zeugniß seiner Liebe. Und doch wäre es vielleicht besser gewesen, er hätte es nicht gethan, er hätte mich ringen und kämpfen lassen im Leben. Ich hätte dann zum mindesten gewußt, wofür ich lebte und was des Kampfes werth ist. Nun bin ich verdammt, nur von den Lorbeeren zu leben, die er erkämpft, nur ein reicher Mann zu sein und zu vergeuden, was er in langen mühevollen Jahren, in schlaflosen Nächten sich erworben hat für uns. Das ist nicht so leicht und so bequem, wie Sie es wohl meinen, Frau Mutter. Es ziemt sich wohl für den Mann, daß er seine eigene Kraft prüfe und sie anwende. Vielleicht wäre aus mir etwas Tüchtiges geworden. Vielleicht wäre ich ein guter Kaufmann oder Staatsmann oder vielleicht sogar ein Künstler, ein Poet geworden, wenn es mir beschieden gewesen, auch zu ringen um das Leben und nicht mich bequem in einem goldenen Schlosse niederzusetzen, das doch vielleicht nur ein goldener Käfig ist, in welchem ich mit meinen besten Gedanken und mit meinem besten Empfinden mich eingezwängt fühle. Ja, meine Mutter, ich habe zuweilen die unaussprechliche Sehnsucht, arm zu sein, von der Arbeit meiner Hände oder meines Kopfes mich zu nähren, mich zu fragen, wenn ich erwache: 'wovon wirst Du heute leben?' und dann selig zu sein, wenn ich durch meinen Fleiß, durch mein Talent ein Geldstück verdient habe. O könnte ich all diesen Glanz und diesen Reichtum von mir schleudern, mich nur erinnern, daß ich der Urenkel eines Bäckers bin; könnte ich ringen und schaffen und dann eines Tages mir sagen: 'diesen Reichtum, diesen Glanz habe ich mir selber verdient und nicht ihn als Erbe meines theuren Vaters hingenommen!'“

„Welche entsehllichen, furchtbaren Gedanken das sind,“ rief seine Mutter ganz erschrocken. „Sie sind ein Sacrilegium gegen Deinen eigenen Vater. Das Ziel Deines Lebens ist, die Titel und Ehren und Würden meines Hauses wieder zu erlangen. Ja, sieh mich nicht so erstaunt an. Das ist mein Ehrgeiz und mein Traum. Und Dein Vater, der uns hierher gesandt hat, hat gewußt, daß es so sein sollte, und er hat Dir die Wege gebahnt, die Dich zu jenem Ziele führen sollen. Du weißt, meine Familie, die einst so zahlreich und angesehen war, ist dem Erlöschen nahe. Es lebt nur noch ein Einziger unseres Namens und der hat keine Söhne, welche den Namen weiter tragen können in die fernsten Jahrhunderte hinaus, wie der Name durch lange Jahrhunderte hindurch gelebt hat und geehrt worden ist am Hofe unseres Königs Hauses. Lord Pembroke ist der Letzte unseres Hauses, unseres Namens. Und er hat keinen Sohn, nur eine Tochter. Er ist arm, seine Gläubiger haben Beschlag gelegt auf unser Ahnenloos und auf das Gut, welches zu ihm gehört. Sein grausamer Vater, welcher damals meine Mutter und mich so erbarmungslos aus dem Schlosse hinausrief, der hat vom Schicksal seine Strafe empfangen. Er vergendete sein Erbe, und als er starb, blieb seinem unglücklichen Sohne, dem jetzigen Lord Pembroke, von allem Glanz und Reichtum unseres Hauses Nichts übrig, als ein verschuldetes Gut, auf welches die Gläubiger Nichts mehr borgen wollten. Er verließ damals England und ging mit den letzten Resten seines Vermögens nach Indien. Seine Gemahlin und seine Tochter nahm er mit sich. Die Lady ist dort gestorben, die Tochter, Lady Editha, hat sich dort verheirathet mit einem Officier, einem jungen Lord, dem Erben eines der ersten und reichsten Häuser von England. Doch das Unglück ruht nun einmal über unserem Hause. Lord Hastings starb vor seinem Vater. Lady Editha, die ihn vielleicht nur geheirathet hatte um seines Titels, seines Ranges und seines Reichthums willen, ward grausam enttäuscht und blieb als eine junge Wittve zurück. So ist sie mit ihrem Vater hierher zurückgekommen nach London. Als ich von ihrer Anwesenheit erfuhr, ging ich zu ihnen, und diesmal hat mich der Lord Pembroke freundlich aufgenommen und hat in mir die Verwandte anerkannt.“

„Sehr gültig in der That,“ sagte Sir Arthus mit einem spöttischen Lächeln. „Er verzeiht uns, daß wir nicht einen vornehmen Titel tragen. Er verzeiht es uns um der Millionen willen, die wir besitzen, und er hat Nachsicht mit uns, läßt sich zu uns herab, weil er, der alte verrufene Spieler, der Mann ohne Herz, ohne Gewissen, ohne Ehre und Ansehen sehr wohl weiß, daß meine allzu gültige Mutter sich geehrt fühlt, wenn Lord Pembroke zuweilen von ihr sich seine Schulden bezahlen läßt.“

„Ich bitte Dich, Arthus, sprich nicht so von unserm nächsten, unserm einzigen Anverwandten,“ rief seine Mutter fast zornend. „Er hat ein würdevolles, tolles Leben geführt, das ist wahr. Aber er ist jetzt ein alter Mann, und sein weißes Haar gebietet Ehrfurcht, gleich seinem Titel. Zudem vergiß nicht, daß ihm zur Seite Lady Editha steht, und von dieser wirst Du doch Nichts Böses sagen können. Sie ist edel und schön und stolz und hochgeboren und herrlich anzusehen, wie eine Königin.“

„Es ist wahr, sie ist eine edle und schöne Erscheinung,“ sagte Sir Arthus gelassen. „Es ruht ein wunderbarer Zauber auf ihrer ganzen Erscheinung, und als ich sie zum ersten Male sah, erschrak ich fast, denn ich habe niemals eine schönere Frau gesehen.“

Seine Mutter hörte ihm mit strahlenden Augen zu und reichte ihm dann ihre beiden, von Juwelen blitzenden Hände dar. „Ich danke Dir für dieses Wort, mein Arthus. Es läßt mich in eine schöne Zukunft schauen. Frage nicht danach. Laß uns nicht vor der Zeit den Schleier heben, welcher uns diese Zukunft verhüllt. Nur das Eine sage mir, Arthus, nicht wahr, Du möchtest Deine Mutter glücklich sehen?“

„Gewiß, meine theure Mutter, ich möchte das von Grund meines Herzens.“

„Und Du wirst Alles thun, um mich glücklich zu machen?“

„Alles, was in meinen Kräften steht.“

„Und nun das Eine noch, mein Sohn. Du wirst niemals so unförmlich sein, dem Willen Deiner Mutter zu widerstreben?“

„Niemals, meine Mutter, wenn dieser Wille nicht meiner Ehre, meinem Gewissen und auch nicht meinem Herzen widerspricht.“

„Ach, Arthus, nimmer wird Deine Mutter begehren mögen, was Deiner Ehre oder Deinem Gewissen widerspricht. Und was Dein Herz anbetrifft, mein Sohn, so frage ich Dich nur das Eine: Ist es noch frei? Schau nfr in das Auge, Arthus, und nun antworte mir: ist Dein Herz noch frei?“

Er heftete das dunkle Auge auf das Antlitz seiner Mutter, und es zog bei ihrer Frage wie ein Schreden durch seine Seele, und er bebte leise zusammen. Er sah sie vor sich in diesem Moment, diese zarte schlankte Mädchengestalt mit den Rosenwangen und den dunklen Augen, und unwillkürlich schweifte sein Blick hinüber nach jenem Tisch, auf welchen er das Rosenbouquet bei seinem Eintritt in das Gemach hingelegt hatte.

„Nun,“ wiederholte seine Mutter, „Du antwortest mir nicht, Sir Arthus? Ich frage Dich: ist Dein Herz noch frei?“

Er lächelte und senkte die Augen nieder.

„Lassen wir der Zukunft die Antwort auf diese Frage, meine Mutter,“ sagte er leise.

Miß Timblestick nickte, und ein glückliches Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Er hat sie gesehen und er liebt sie,“ sagte sie leise zu sich selber. „Alle meine Träume werden sich erfüllen.“

Sie stand auf, schlang ihren Arm um den Hals ihres Sohnes und küßte seine Lippen.

„Du hast Recht, Arthus, überlassen wir es der Zukunft, meine Frage zu beantworten. Und nun, mein Sohn, rufe Deinen Kammerdiener und mache Deine Toilette.“

„Wozu, meine Mutter?“ fragte er befremdet.

„Du hast also vergessen, daß wir heute zu Lord Pembroke eingeladen sind? Ich habe es der Lady Editha versprochen, zu kommen!“

„Für Sie, meine Mutter, doch schwerlich auch für mich, ohne daß ich davon wußte.“

„Doch, auch für Dich, Arthus, hab' ich zugesagt. Für uns Beide! Du wirst Deine Mutter doch nicht Lügen strafen wollen? Du gehst mit mir zu Lord Pembroke.“

„Ich gehe mit Ihnen, weil Sie es wollen, meine Mutter.“

(Fortsetzung folgt.)

Frau von Illésh, die ungarische Stenographin.

(Mit Portrait.)

Das Volk der Magyaren hat wie kein zweites Volk Europa's von Anfang an der Frau hohe Staatsrechte bewahrt. Nirgend sonst in unsem Welttheile, als in Ungarn konnte eine Dame unbewegliche Güter mit allen grundherrlichen Rechten besitzen; die ungarische Wittve war bei Bedrohung der Landesgrenzen verpflichtet, Landwehr zu stellen; und die Magnatenwittve ließ sich beim Reichstage als Sitz-, wenn auch nicht Stimmberechtigte vertreten.

Kein Wunder daher, daß die ungarische Geschichte so viele große und patriotische Frauen aufweist, die im Staats-, wie überhaupt im öffentlichen Leben eine eingreifende Rolle spielten.

Freilich war es in den früheren Jahrhunderten zumeist nur der Adel, der dem Vaterlande geistig und politisch bedeutende Frauen schenkte, wie denn der Adel auch in den Tagen des Unglücks allein eine gewisse Unabhängigkeit und die Frucht derselben, den Trieb zum Ebleren bewahren konnte. Aber seit Ungarns nationaler Wiedergeburt ist weder der Drang nach Bildung, noch ist diese selbst für die Frau auf engere Kreise beschränkt.

So wird denn auch die Frage der Frauenarbeit in Ungarn nicht nur ebenso lebhaft, wie in irgend einem der tonangebenden Staaten erörtert, sondern sie fand dort, wo die Erinnerung noch wach ist, wie hoch die nationale Gesetzgebung ehemals die ungarische Frau zu stellen pflegte, früher und williger Gehör, als irgend anderswo.

Die Regierung selbst griff thätig ein, indem sie beim Post- und Telegraphenwesen weibliche Beamte beschäftigte, in Pest und Klausenburg Fortentwicklungsschulen für das weibliche Geschlecht aus Staatsmitteln errichtete. Dazu kam der eigene Eifer der zunächst Beteiligten; in den Städten, wie auf dem Lande entstanden Frauenvereine, welche die Beförderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts zum Zwecke hatten und schon heute von weitgreifendem, segensreichstem Einfluß sind.

Unter all den ungarischen Frauen, welche sich mit sittlichem Ernst und gründlicher Vorbildung dem Bestreben widmen, ihren Schwestern die Wege auch in jene Arbeitsgebiete zu bahnen, welche bisher dem weiblichen Geschlechte verschlossen waren, ist eine der thätigsten, geistbegabtesten und hingebendsten Frau von Illésh (sprich Illésh), zwölf Jahre lang die Gattin, heute die Wittve Georg von Illésh's, des Secondedacteurs von Maurus Jókai's großem politischen Tageblatte „Hon“, das bekanntlich Organ der ungarischen Reichstagslinken ist und unter allen Journalen des Landes die zahlreichsten Leser hat. Illésh selbst plädierte so geist- als erfolgreich für Frauenarbeit, und eine seiner letzten Broschüren (in ungarischer Sprache) war: „Der Frauen Befähigung und Recht auf Arbeit, besonders auf geistigen Gebieten“.

Frau von Illésh, die noch jugendliche Mutter zweier Kinder, agitirt nicht etwa für „Frauenemancipation“ im gewöhnlichen und üblen Sinn, sondern für das Recht der Frau auf jegliche Arbeit, für die ihre Kräfte und Kenntnisse soweit reichen, als die des Mannes. Frau von Illésh ist in jeder Beziehung eine musterhafte Hausfrau und ebenso zärtliche als tüchtige Mutter, sie ist in allen weiblichen Handarbeiten so außerordentlich gewandt, daß ihr bei den Ausstellungen der Frauenvereine die ersten Preise zuerkannt wurden. Doch indem sie also ihren ersten und wichtigsten Pflichten vollauf genügte, vernachlässigte sie ihre wissenschaftliche Ausbildung nicht. Meisterin mehrerer Sprachen, erwarb sie sich umfassende Literaturkenntnisse, las nicht nur die Werke der Schönegeister, sondern auch die epochemachenden Bücher von Fachgelehrten.

In den ersten Jahren ihrer Ehe von schwerer Krankheit heimgesucht, lernte sie auf dem Schmerzenslager die Stenographie und zwar von Adolf Fenyvessy, dem Stenographen des Unterhauses. Schon binnen einem halben Jahre war sie Meisterin und hat seither so viel glänzende Proben darin abgelegt, daß man ihr im October 1870 die Professur für Stenographie an jener höheren weiblichen Bildungsschule antrug, wo sie eine Anzahl tüchtiger Schülerinnen heranbildet.

Ungarn hat also wohl in Europa die erste amtlich angestellte Professorin der Stenographie, und nicht etwa eine betagte, übergelehrte Dame, sondern eine reizende junge Frau, welche bei allem Ernst die Zierde jedes Salons ist.

Paul Konewka und seine Falstaffsilhouetten.

Von Ludwig Pietsch.

Unter den zahlreichen illustrierten Werken aller Art und Form, welche der deutsche Verlag im vergangenen Winter „für unsem Weihnachtsfest“ brachte, waren zwei neue Erscheinungen, bei deren Anblick sich in die heitere Freude, die sie erwecken mußten, ein eigenthümlich schmerzliches Gefühl mischte. Ihr Autor, dessen Künstlergröße und Talent uns aus seinen darin enthaltenen Schöpfungen wieder in seiner ganzen feinen Anmuth, Grazie, Originalität und Liebenswürdigkeit vor das Auge trat, konnte den Ruhm und den Dank, die sie ihm in jeder seiner fühlenden und empfänglichen Seele erwerben mußten, nicht mehr selbst ernten. Es waren eben Oeuvres posthumes. Der Künstler hatte im Frühling desselben Jahres das Auge für immer geschlossen, ehe dasselbe diese reizenden Gebilde seiner Phantasie und seiner kunstreichen Hand in solcher vollendeten Gestalt reproducirt und zur Freude der Menschheit vervielfältigt gesehen hatte. Diese beiden Werke sind die: „Schattenbilder“ und „Falstaff und seine Gesellen“; ihr Urheber der im Mai 1871 zu Berlin verstorbenen allbekannte Silhouettenzeichner Paul Konewka.

Eine Gabe, wie sie ihm von der Natur geschenkt war, dieses immer etwas räthselhafte Talent des Silhouettenzeichners und Zeichners, hat für den damit in so eminentem Grade, wie er, Ausgestatteten immer etwas Verhängnißvolles. Sie befähigt, mit einer scheinbar ganz geringen und nichtigen Mühe ein in sich Vollendetes zu schaffen, und erlahmt dadurch in ihrem Künstler nur zu bald die Energie, deren es bedarf, um jene wahren Ziele der Kunst zu erreichen, vor deren Erringung wie vor die jedes Höchsten die Götter die Arbeit gesetzt haben. Schon in seinen frühesten Anfängen, als seine kindliche Hand nur eben das Papier zu halten und die Scheere zu bewegen vermochte, hatten die zahllosen kleinen Silhouettenbilder, in welchen er, wie durch unwiderstehlichen Trieb gedrängt, die in seine Phantasie aufgenommenen Bilder der Wirklichkeit wiederzugeben suchte, etwas in sich ganz Fertiges. Es bedurfte für ihn während seiner Jünglingsjahre weder einer langen Zeit, noch einer emigen Studienarbeit, um auf diesem Gebiet an einer Grenze der Vollendung anzulangen, über welche hinaus diese Kunst kaum zu rücken ist. Sein Vater, ein vielseitig gebildeter, im höchsten Grade geistig angeregter Mann, Beamter an der Universität Greifswald, entzückt von den in ihrer Art erstaunlichen Leistungen des Knaben, glaubte — und mancher in diesen Dingen wohl Kundige mit ihm — daß eine solche Begabung für das genaue und charakteristische Sehen und Wiedergeben der äußeren Form nothwendig den Verus für die plastische Kunst andeute und in sich schloße. So trat Paul Konewka etwa im achtzehnten oder neunzehnten Jahre in Berlin in F. Drake's



Frau von Illésh.

Werkstatt. Aber sehr bald zeigte sich zur Ueberrashung auch dieses Meisters, daß jener Schluß doch ein irrthümlicher gewesen. Es gelang dem Schüler nicht, des Technischen des Handwerks der Skulptur auch nur so weit Herr zu werden, daß es ihm hätte glücken sollen, das einfachste Relief zu modelliren. Er vertauschte die Bildhauerei mit der Malerei und Zeichnung. Unter den ersten Berliner Künstlern, die sich aufs lebhafteste für ihn und sein Talent interessirten, war es besonders der große Meister der Charakteristik und tiefste Kenner der natürlichen Erscheinung und des Wesens der Dinge, Adolf Menzel, welchem die glühende Verehrung des jungen Künstlers galt. Ihm in der Schärfe des Blicks und der Charakteristik, in dem Respect vor der Natur und Wahrheit nachzueifern, darauf richtete sich sein ganzer Ehrgeiz, sein ganzes Streben. Aber wie oft er auch ansetzte und Versuche machte, sich zur Erreichung eines so hochgesteckten Ziels in der Malerei und Zeichnung durch deren Studium und Uebung fähig zu machen, so scheiterten dennoch diese wiederholten Versuche nicht bloß, wie es den Anschein hatte, an äußeren Hindernissen. Man mag die Mächte der Natur und des Schicksals noch so unpersönlich auffassen, so wird es uns doch oft schwer gemacht, nicht einem geheimen Glauben an eine persönliche Launenhaftigkeit bei ihnen zu verfallen. Hat diese Begabung Konewka's nicht etwas von einem starken Beweise für solche Launenhaftigkeit? Wer mit einer derartigen äußersten Schärfe und Genauigkeit den Umriß jeder natürlichen lebendigen Form an Mensch und Thier zu sehen, ihn in Ruhe und Bewegung in seinem großen Schwunge und allgemeinen Verhältnissen, wie in seinen feinsten Details der Linie mit dem Stift und mit der Scheere wiederzugeben vermag, wem eine solche Fülle der anmuthvollsten Erfindung müßelos der reichen, schaffensfreudigen Phantasie entströmt, — wie ist es möglich, daß es ihm trotz alledem verjagt ist, die von diesem äußeren Contour umschlossene innere Form ihm irgend entsprechend und werth durch Malerei oder Zeichnung in körperlichem Schein modellirend zu gestalten? Und doch war dies bei Konewka der Fall. Seine ausgeführten Zeichnungen halten nicht entfernt den Vergleich mit seinen Silhouetten aus; ja auch der ihm sonst nie verjagende Contour verlor bei solcher Ausführung der inneren Form die charakteristische Feinheit, welche sonst seine wesentlichste Eigenthümlichkeit bildete.

Mit früh gewecktem und besonders literarisch reich gebilde-

tem Geist bot sich seiner Phantasie ein unerschöpfliches Stoffgebiet für ihre gestaltende Arbeit ebenso in den Werken der Dichter, die er mit tiefem, echt poetischen Verständniß ersaßte und durchdrang, wie in der lebendigen Natur, welche ihn umgab. Aber die großen und lieblichen, die heroischen und gewaltigen, wie die naiven und graziosen, die phantastischen wie die derb realistischen, die tief-ernsten, tragischen, dämonischen, ebenso wie die heiteren und übermüthig-humoristischen Gestalten, welche seine Dichter in ihm erweckten, stiegen vor seines Geistes Aug', so scheint es dennoch, immer nur in der Gestalt der Silhouette, des äußeren Contours, auf.

Seiner Erfindungskraft und seinem Handgeschick für diese ganz bestimmt beschränkte Aufgabe kam nur die Kraft und Sicherheit seines physiognomischen, künstlerischen Gedächtnisses gleich. Jeden sinnlichen Eindruck bewahrte dasselbe mit einer unfehlbaren Treue und Zuverlässigkeit. Und oft bin ich Zeuge gewesen, in welcher geheimnißvollem Rapport, welcher der Vermittelung des kontrollirenden Auges nicht einmal bedurfte, seine Hand mit seiner Vorstellung stand. Habe ich ihn doch zahllose der frappantesten Porträts von Persönlichkeiten aus dem schwarzen Papier in kurzen Minuten schneiden sehen, während der Tisch diese seltsamste künstlerische Arbeit wie dem Modell auch seinem eigenen Auge verdeckte. Und eben so spielend gelang es ihm, wie ein mächtiger Zauberer die geforderten Geister citirt, das Bild jeder ihm bekannten Gestalt, das man von ihm verlangte, in einem Nichts von Zeit sofort und ohne Besinnen fertig und in treffender Charakteristik als Silhouette hinzustellen.

Längere Zeit, bis zum Jahr 1862, blieben seine Silhouettencompositionen Unica. Er schnitt sie aus schwarzem Papier und stellte sie, auf weiße Blätter gelegt, zu einem und dem anderen Album zusammen, das wohl des einen und anderen Beschauers Seele entzückte und (wenn auch nicht ohne Mühe und für wie bescheidene Summen!) einen Käufer fand. Aber in weiteren Kreisen außerhalb der nächsten künstlerischen Bekannten blieben diese köstlichen Schöpfungen lange so gut wie unbekannt. Auf den Rath eines befreundeten, praktischeren Mannes machte er damals zuerst den Versuch, die Silhouetten eines solchen Albums durch Ansetzung der Originale und Umdruck auf den lithographischen Stein zu vervielfältigen und im Kunsthandel erscheinen zu lassen.

Damit war ihm die Bahn zum populären Ruf und auch zur wirklichen Verwerthung seines Talentes gebrochen. In derselben Weise vervielfältigt, erschien dann bei Umsler & Rutherford in Berlin jene große friesartige Silhouettencomposition, der Spaziergang aus dem Faust, der auch als reizender Schmuck (in Stobwasser's Fabrik erschienen) grüne Lampenschirme ziert. Da bei diesem Umdruckverfahren die Umrisse des Originals Gefahr liefen, durch Breitreue ungenau zu werden, so hat er sich desselben nicht weiter bedient, sondern es vorgezogen, seine Contouren lieber eigenhändig auf den Holzstock zu zeichnen, um dieselben von ausgezeichneter Künstlerhand nachschneiden und ihnen so die unbegrenzte Vervielfältigungsfähigkeit des Holzschnitts geben zu lassen. So hergestellt erschien das Album zu Goethe's Faust (Holzschnitt von A. Vogel) bei Umsler & Rutherford. So bei Bassermann die Silhouettenillustration zu Shakespeare's Sommernachtsstraum, und alle seine später veröffentlichten Silhouetten Sammlungen, Einzelcompositionen in illustrierten Zeitungen und in den Stuttgarter deutschen Bilderbogen von Gustav Weise, der schwarze Peter und die zu Eingang genannten beiden neuesten und letzten Schöpfungen seiner Kunst.

Der Falstaff und seine Gesellen bildet ein elegant ausgestattetes Buch, dessen Text von Hermann Kurz geschrieben ist, wie die Silhouetten selbst auf warm getöntem Papier mit rother Seitenumrahmung gedruckt. Der Künstler hat seinen Antheil an dem Werk seinem treu verehrten Meister „Adolf Menzel“ gewidmet. Den Titel ziert eine meisterliche Silhouette des Shakespearekopfes. Das nächste Blatt, wie zur Duvertüre der folgenden Bilderreihe, zeigt einen prächtigen Burtschen auf derbem flandrischen Gaul, die Stange des flatternden Banner's in der Hand, welches die Worte: „Falstaff und seine Gesellen“ in reich verzierter Schrift trägt. Der Kreis dieser Gesellen ist nicht allein auf die in Heinrich dem IV. und V. Auftretenden beschränkt; sondern auch die Gesellen und ebenso die ehrbaren Herren und die braven und munteren Frauen, welche den so wesentlich veränderten dicken Ritter durch die lustige Komödie von Windsor begleiten, plagen und foppen, sind nicht in dieser Gesellschaft vergessen. Bald in einzelnen Gestalten, bald in sprechender lebendigen Gruppen von je zwei Figuren erscheinen sie auf dem phantastischen Piedestal, zuweilen bedeutungsvoller Arabesken, zuweilen nur leicht und grazios verschlungener zierlicher Schnörkel und Wandornamente. Unbeschreiblich und entzückend für jeden Kenner Shakespeare'scher Dichtung und Shakespeare'schen Humors, erscheint die überzeugende, naturnothwendige, porträtartige Wahrsamkeit, in welcher diese schwarzen Silhouettengestalten nur durch ihren äußeren Umriß, durch Form und Bewegung der Gestalten und Hände, wie durch den Ausbruch ihrer Gesichtsp Profile des Dichters Traum und Absicht verkörpert zeigen. Das gilt von den grotesken, wie von den lieblichen, den Kindern und den Alten, den Weibern und den Männern in dieser reichen Galerie. Und dabei breitet eine der Geistesart dieses Künstlers tief eingeborene Liebenswürdigkeit, ihren feinen, verklärenden Schimmer auch über die tollsten und übermüthigsten Gestalten. Shakespeare's Dramen, und in ihnen auch der Falstaffekklus, sind unzählig oft und von gefeierter Künstler Hand illustriert worden; aber ich wüßte kaum eine Illustration in der Masse, vielleicht mit alleiniger Ausnahme von ein bis zwei Falstaffbildern aus Adolf Schröbder's bester Zeit, zu nennen, in welchen sich das Bild mit der durch des Dichters Wort erweckten Vorstellung so vollständig deckte, wie in diesen Gestalten Konewka's. Wer mit jenen im Geiste gelebt hat seit den glückseligen Jünglingstagen, wo ihm zuerst die beglückende Herrlichkeit Shakespeare'scher Poesie und die Wonnen Shakespeare'schen Humors aufgingen, wem sie waren und sind wie liebe, theure, unentbehrliche Freunde und Begleiter auf seinem Lebenswege, der wird diese Konewka'schen Bilder begrüßen mit der Freude, mit der

man einen lang entfernt gewesenen Freund bei der endlichen persönlichen Begegnung begrüßt.

Der Künstler starb in seinem zweiunddreißigsten Jahre in Berlin, wohin er aus Stuttgart, das er in den letzten Jahren zu dauerndem Aufenthalt gewählt hatte, zur Pflege seiner immer schon zarten, ernstlich angegriffenen Gesundheit zurückgekehrt war; in jenem Alter, wo man noch nicht die Hälfte seiner Laufbahn vollbracht, nicht die Hälfte seiner Eroberungen gemacht hat.

Die Mode.

„Frühling ist's, ich lass' es gelten,“ bin aber von ganzer Seele froh, daß eine lebenswürdige Collegin das heikle Kapitel der Frühjahrsmoden bereits geschrieben hat. So habe ich denn nicht mehr mit den „schwankenden Gestalten“ der beginnenden Saison, mit schüchternen Veruchen und problematischen Ahnungen zu thun, sondern blicke bereits dem Sommer ins blaue, heiße Auge. Der Frühling ist nicht nur im lyrischen Sinn ein Traum, und die leuchtenden Stoffe zwischen den maiengrünen Gebüschern existiren mehr in der Einbildung der Dichter, als in der Wirklichkeit. Geht mir mit dem lachenden Wonnejungen! „dieses Alter ist ohne Mitleid.“ Ich lobe mir den Sommer; der Sommer erst hat sein eigen Kleid.

Dasjenige des kommenden wird — wie schon jetzt Dank unserem Gerson über allem Zweifel feststeht — die Tunika sein. Im Haus-, Promenaden- und Gesellschaftsanzug ist die Tunika das allen Gemeinsame.

Besonders wird man Tunika's aus leichtem, durchsichtigem Stoff tragen, den man der Länge nach in Plissés gefaltet gelegt hat. Ich gebe ein Beispiel: Robe von schwarzem Taffet, Tunika von schwarzer à plissé gefalteter Gaze-Grenadine; die hinteren Bahnen der Tunika sind in ganzer Länge der Robe geschnitten, die vorderen und Seitenbahnen sind kurz. Das Unterkleid ist vorn mit mehreren à plissé gefalteten Frisuren aus Gaze-Grenadine garnirt. Ein Gürtel aus farbigem Seidenreps nebst Schärpe, deren sehr breite, bis auf den Saum des Kleides hinabreichende Enden an der Seite herabhängen, vervollständigt den Anzug. Ebenso kann man zu einem schwarzen oder braunen Seidenkleide eine Tunika aus Batist écoru, zu einem farbigen Seidenkleide eine Tunika aus gleichfarbiger Gaze oder aus weißem Mull herstellen. Die Tunika leistet übrigens treffliche Dienste, falls man aus Sparsamkeitsrückichten einem bereits gebrauchten Seidenkleide neuen Glanz verleihen will.

Nicht minder hübsch sind Tunika's aus Stoff mit schmalen, der Länge nach eingefügten Guirlandstreifen oder durchbrochenen Stickerbordüren; auch versucht man einfarbige Stoffe durch eingefügte Pèrcal- oder Batiststreifen mit buntem Muster zu beleben.

Neu sind Tunika's aus leinernem Damast, einem weichen, glänzenden, dem Tafelzeug-Damast ähnlichen Leinenstoff, entweder glatt oder mit Damastmuster, auch mit durchbrochenen Streifen gewebt. Zur Garnitur derartiger Tunika's wird meist eine breite, weiße Franze, häufig auch eine farbige, weiß und roth oder weiß und blau gewirkte Leinenborte verwendet.

Auch ganze Costüme aus Leinwand werden in diesem Sommer viel getragen. Nouveauté ist seine dunkelblaue Leinwand, welche man mit Schrägstrichen und mit Passepoil von weißer Leinwand und weißem Piqué oder mit Plissésfrisuren von weißem Batist oder auch mit Verchnürung von weißer Soutache und dergleichen garnirt. Das Modemagazin von S. Gerson wird seine Kunden mit reizenden Strand-Costümen überraschen, Costümen von grauer Leinwand mit dunkelblauer und weißer Leinwand besetzt; dazu runder Hut, Sonnenschirm, Stiefelletten von gleichen Farben und Stoffen.

Aber auch der weiße Piqué, welchen man in den letzten Jahren etwas vernachlässigte, kommt wieder zur Geltung. Man garnirt die Piquéanzüge mit Plissésfrisuren von weißem Batist oder Mull, mit Blendern, sowie mit Einfaß und Spitze in durchbrochener Stickerei. Sehr wohlkündend ist ein Piquékleid mit glattem, langem Rock nebst langer Tunika; letztere wird rings am Außenrande in schmale und tiefe Bogen ausgeschnitten und über Einlage einer starken Schnur mit einem Piquéstrangstreifen eingefast; den Bogen ist eine in Falten gereichte Stickerbordüre untergelegt. Eine ähnliche Garnitur ziert die Taille.

Für elegantere Toilette haben wir die verschiedenen Foulards, die Popeline, vor Allem aber den Batist écoru, sowohl glatt als auch mit gleichfarbigen Streifen oder mit Mustern von abstechender Farbe. Einfaß und Spitze von ungelbem Garn, sowie Schrägstrichen, Revers und Schleifen von schwarzem oder braunem Sammet bilden dazu die beliebteste Garnitur.

Hier die eintönigen, dort die buntgemusterten (sogenannten Pompadour-) Stoffe. Da sind kleine und große Blumen, einzeln oder in Sträußen und Guirlanden, sowohl matt- wie grellfarbig auf beliebig farbigem Grunde und zwar auf Seide, Foulard, Batist,

Châly, Kaschmir, Alpaca, englisch Leder, Pèrcal, Batist u. s. w. Mich empört nur der Name. Der Madame Pompadour Geschmack wäre nicht mein Geschmack.

Eine bemerkenswerthe Aenderung hat in dem Schnitt der Unterkleider stattgefunden. Die Röcke werden jetzt nach oben hin nur sehr wenig abgeschragt und — wie ehemals — am oberen Rande ringsum in Falten geordnet.

Baron Bibra in seinem interessanten Aufsatz hatte Recht. Die Damentoiletten von heut erinnern an die Rococo-Zeit — wohlgemerkt: die Toiletten, nicht die Damen! So die schmalen Bandschleifen mit lang herabhängenden Enden an Roben, Mantelets, Hüten, Sonnenschirmen und — im Haar. Bisher wählte man zu dergleichen Schleifen schwarzes oder farbiges Sammetband, neuerdings wird Moiréband bevorzugt. Oder man stellt schwarzes Sammet- und farbiges Grosgrain- oder Moiréband zusammen.

rascht, als sie, auf einer grünen Matte angelangt, wo im Hintergrunde eine Sennhütte sich an einen noch höher steigenden Felsenwürfel, den Mönchsstein, lehnt, als sie dort das wie von Waldeswogen emporgehobene Schloß tief, tief unter sich erblickten.

Die Sennerin, vom Jäger aus der Arbeit aufgeschreckt, empfängt die hohen Gäste kniegend und stotternd, aber der jüngere Holberg ist sofort der leutselige Herr, der es nicht verschmäht, mit Stallknecht und Kuhmagd eine Unterhaltung anzuknüpfen.

Was er und das „Dirndl“ in der Mundart der Gebirgsbauern einander fragen und antworten, übersetzt er seinen Damen, welche den Dialog natürlich hochkomisch finden, und später macht er den witzigen Führer durch Stube, Stall und Milchammer der kleinen Alpenwirthschaft.

Leo aber, dem der Athem schwerer ging, als den Anderen, hat sich sogleich nach der Ankunft auf die Bank vor der Hütte niedergesetzt und blickt, den Kopf auf die Hand gestützt, über das Wiesengrün auf die gegenüber liegenden, grell beleuchteten Felsenwände und lauscht auf die Stimmen im Hause, welche nur zuweilen ein Geläut der Heerdeglocken von nahen Triften unterbricht.

Er schließt die Wimpern und fühlt nur noch das heiße, helle Licht und ist ganz Ohr:

Das ist der flotte Egon, der seine Zähne zeigt, wenn er spricht, denn er spricht nur, um zu plaudern, das ist die etwas kokette Kindlichkeit seiner Braut, das die zwitschernde Mademoiselle, und jetzt tönt die ruhige und doch so schmeichelnde, tiefe und doch so sammetweiche Stimme Helenens.

Plötzlich vernimmt er die letztere dicht neben sich.

„Warum immer allein, Herr von Holberg?“

Warum immer allein? Gibt sein Traum der Frage, die er selber sich oft vorlegt, die süße Trösterstimme? Nein, das Wunderbare ereignet sich: Helene sucht ihn auf, läßt sich an seiner Seite nieder und sieht ihm ins Antlitz, mit einem Blick —

Er starrt sie mit großen Augen an.

„Warum sind Sie immer so traurig?“ spricht, da er nicht antwortet, Helene fort. „Ist der Tag, ist die Welt hier nicht schön?“

„Ja,“ erwidert er, sein Auge in das ihrige senkend.

„Ich fürchte, Sie haben mich im Verdacht, daß ich die Schönheit der Natur nicht empfinde. Aber muß man denn immer gleich Weisfall klatschen? Ist sie denn nur ein Schauspiel?“

Sie läßt, unter seinem Blick erröthend, das Auge in die Weite schweifen.

„Wie herrlich muß es hier am Morgen sein!“

„Ich denke, daß erst in diesem Augenblick die Sonne aufging.“

Da neigt sich ihr Gesicht wieder zu ihm, ganz nah und lächelt.

„Das konnte Ihr Bruder sagen.“

„Dann hätte es Ihnen geschmeichelt.“

„Nein, dann hätte ich es nicht gehört.“

„Egon findet doch sonst immer dankbare Hörer?“

„Man ist ihm dankbar, weil er unterhält. Doch wie er die Welt leicht nimmt, wiegt auch sein Wort leicht... Aber was rede ich da! Wenn Sie das Ihrem Bruder wieder sagten...“

Leo springt plötzlich auf.

Sie verstummt — doch die Lippen lächeln noch, die Grübchen in den Wangen verschwinden nicht.

Er fährt sich über die Stirn — eine Geberde, die er seit einiger Zeit häufig macht. Was ist denn das! Die

unnahbare Juno kennt auch das reizende Spiel, die holderen Künste der Liebesgöttin! Sie verwirrt nicht nur, sondern verlockt!

„Ich störe Sie,“ sagt Helene, sich gleichfalls erhebend.

„Sie — mich!... Aber, mein Gott — ich faß' es noch nicht. Ich glaubte mich von Ihnen geflohen, gehaßt, verachtet —“ Ihr Gesicht wird ernst, sie legt erschrocken, um Einhalt stehend ihre Hand auf seinen Arm.

„Wie können Sie denken —!“

„Ja, Sie hassen mich, sonst würden Sie dem entsetzlichen Kampf, den ich kämpfe, ein Ende machen, und Sie verachten mich, weil Sie meine Ohnmacht in diesem Kampfe sehen.“

Er sucht mit zitternden Händen ihre Rechte, welche sie ihm alsbald entzog. Dabei wendet sie das Gesicht von ihm, doch sieht er die Gluth, die ihren Hals und unterm Flor den Nacken röthet.

Da werden Beide durch dumpfes Donnern erschreckt, das sich von fernen Gipfeln wälzt. Gleich darauf erscheint die Gesellschaft auf der Schwelle der Hütte.

„War das nicht Donner?“ fragt Egon, zum noch heiteren Himmel aufblickend.

Wanda flüchtet sich angstvoll an die Seite ihres Verlobten.

„Ach, Leo,“ jammert sie, „es wird doch kein Gewitter kommen?“

Jener antwortet nicht, und nun sieht sie sein entsetztes Auge auf Helene gerichtet, die mit Egon nach den Wetterzeichen auspäht.

Die Eiferucht regt sich im jungen Herzen.

„Leo,“ sagt Wanda und stößt ihren Sonnenschirm auf den Boden — und wer will dafür bürgen, daß sie nicht auch mit dem Füßchen stampft! — „Leo, hörst du? ein Gewitter kommt! Wir müssen aufbrechen.“



K.A.V.R. BREND'AMOUR
P. EDLER. 1872

„Damit faßt er mit ehernen Armen die Schauernde an, und ein Ringen beginnt.“

Ein neues Wunder unter den Mantelets ist das Pallium, eine kurze Schärpe-Beduine aus einem schmalen geraden Shawl von chinesischer Seide; schwarzer oder blauer Fond mit buntem farbigen Streifen.

Jugendlicher ist das Fichu Marie Antoinette mit langen, vorn gekreuzten und in der hinteren Mitte oder an einer Seite geschlungenen Enden; man trägt dieses Fichu sowohl vom Stoff des Kleides wie auch von feinem, schwarzem Kaschmir oder von Sicilienne, einem der Popeline ähnlichen, sehr weichen und seidenreichen Gewebe, welches neuerdings vielfach zu Mantelets und Paletots verwendet wird.

Tunika, Pompadour, Pallium, Marie Antoinette — ach, Mode, Mode,

„um Namen bist du nie verlegen!“

Veronica von G.

Die Dame ohne Herz.

Roman von Karl Heigel.

(Fortsetzung.)

IX.

Am einem Nachmittag machten die jüngeren Gäste der Helmburg einen Ausflug in die Berge, die Damen und die beiden Brüder; als Führer ging der gräßliche Leibjäger mit.

Da der Kühlung spendende Wald auf dem ganzen Wege sie nicht verließ, stiegen sie ohne Beschwerde bergan und waren über-

Er wirft einen Blick auf das Gesichtchen, das trotzig zu ihm aufblickt, und bricht in ein wildes Gelächter aus.
 „Ein Wetter?“ ruft er, mit verzerrten Zügen. „Mir recht! Der Blitz tödtet wenigstens schnell.“
 „Leo, ich begreife Dich nicht.“ flüstert Wanda, welche Schmerz und Wuth zu weinen reizt. „Was soll ich, was werden die Anderen denken!“
 Er blickt wiederum auf sie und ergreift ihre Hand und kniet vor ihr nieder:
 „Vergib!“
 Die Uebrigen stehen erstaunt und rathlos; Egon allein findet das Gebahren seines Bruders mehr komisch, als beunruhigend.
 „Das ist der Platz, wo Du hingehörst,“ ruft er, „zu den Füßen Deiner Braut!... Wo steckst Du denn während der ganzen Zeit?... Aber — brechen wir auf! Der Himmel hat uns gewarnt! Da — der Wind erhebt sich.“
 Ueber die Furcht vor dem Gewitter, das abermals sich ankündigt, vergißt Wanda selbst ihre Eifersucht. Während sie hastig den Hut aufsetzt und von Sophien sich das Kleid schürzen, vom Diener den Shawl umhängen läßt, steht Leo wieder gedankenverfunken da. Ein scheuer Blick seines Auges sucht Helene und schießt sie wieder.
 „Der Himmel hat uns gewarnt,“ flüstern seine Lippen.

Das wilde Heer der Wetterwolken wird vom Winde schnell über die Berge gejagt, dann aber zaudert es, ballt und trennt sich, wechselt Farbe und Gestalt.

So erreicht denn die Gesellschaft ihr Daheim, bevor das Gewitter niedergeht.

Welch ein düstres Daheim! Unwillkürlich denkt so ein Jeder von ihnen, die jetzt beim Fallen der ersten schweren Tropfen über den völlig verfinsterten Hof eilen.

Der schwärzlichgraue Himmel, so drohend, so grimmig, daß sein zeitweiliges Aufklaren ein Erbälchen der Wuth zu sein scheint — und die Berge sind mit ihm im Bunde, ihr Haupt hüllend in das Gewölk. Aber der Wald, den sie tragen, wogt und rauscht, und das Gras am Wege ahnt ihm nach und bewegt sich hin und her.

Nur das Schloß liegt im allgemeinen Aufruhr todtenstill — opfergeduldig, in der Erwartung des Wetterkeils.....
 „Ah, welch ein Aufathmen, nachdem das Gewitter mit seiner entsetzlichen Glorie vorübergezogen, das aus allen Klüften aufgeschreckte Echo beruhigt ist, und des Himmels reinstes Blau durch die letzten Wolkenzügel lacht.“

Die Fenster im Schloß werden rasch dem Licht und Duft geöffnet.

Wanda scheint zwar dem Frieden noch nicht zu trauen. Sie tritt verstört und furchtsam in den Salon, wo die Herren und Helene während des Gewitters weilten, indessen sie mit ihrer Gesellschafterin sich in ihr Zimmer geflüchtet hatte, wo sie die Läden schließen ließ, um die Blitze nicht zu sehen, den Kopf in die Kissen vergrub, um den Donner nicht zu hören.

Sie reicht Papa Wiek die Wange zum Kusse hin und versichert dem Grafen, daß der Blitz irgendwo gezündet haben müsse. Denn einmal sei ein Schlag gewesen, ein Schlag —

„Aber, wo ist denn Leo?“
 „Ihr Blick trifft dabei Helene, welche, ein Buch auf dem Schoße, im Erker sitzt.“

Niemand kann sagen, wo Leo ist.
 Wanda geräth in Unruhe.
 „Aber, Herzensschatz,“ beschwichtigt der alte Wiek seine Tochter, „Leo wird auf seinem Zimmer sein.“

„Und ich,“ sagt Egon, „ich halte Zehn gegen Eins, daß Leo trotz Blitz und Donner auf irgend einem Sopha eingeschlafen ist. Die Bergtour hat ihn ermüdet. Ich kenne meinen Bruder.“
 „Das wollen wir gleich erfahren,“ sagt der Graf, die Klingel ziehend.

Der Diener kommt, geht und kehrt wieder.
 Herr von Holberg ist nicht auf seinem Zimmer.
 Sollte er bei dem Unwetter ins Freie gegangen sein?!

Egon hält seinen Bruder auch dessen fähig.
 „Bitte, Fräulein, meinen Hut, meinen Schirm!“ ruft Wanda bestürzt. „Ach, lieber Papa, komm' mit mir! Egon, begleiten Sie uns!“

Ihre Aufregung theilt sich den Anderen mit. Auch Helene erklärt sich zum Aufbruch bereit.

Da stürzt ein Diener mit der Nachricht ins Zimmer, daß Herr von Holberg aus der Kirche über den Hof gegangen komme, und Leo folgt denn auch dem Boten auf dem Fuße.
 Er gibt seiner Braut, die ihn mit einem Freudenschrei und dann mit Vorwürfen empfängt, mürrisch zu, daß er während des Gewitters in der Kirche gewesen.

Allgemeines Erstaunen.
 Egon muß auflachen über den frommen Bruder, wofür ihn Fräulein von Wiek strenge zurechtweist. Was da zu lachen sei? Wahrlich, wo wäre man denn sicherer, als unter Gottes Dach?!

Der Graf sieht seinen Neffen kopfschüttelnd an.

Bevor der Thee servirt wird, begibt sich die Gesellschaft ins Freie.

Die Kinnale der Wege zwingen die Damen ihre Kleider zu schürzen, und Wanda zeigt ihr Füßchen nicht ohne Koketterie. Helene schreitet vor dem Brautpaar her.

„Sie hat doch einen größeren Fuß, als ich,“ denkt Fräulein von Wiek.....
 Ein Regenbogen überbrückt die das Thal eingrenzenden Höhen.

Bei seinem Anblick klatscht Wanda in die Hände und findet das Naturschauspiel „himmlisch“.

Ihr Verlobter schaut sie finster an und dann auf Helene. Diese, jetzt hinter ihnen, steht am Waldeausgang, von der Abendgluth beschienen, ruhig lächelnd da.

Nach dem Thee wird wie gewöhnlich muscirt. Helene jedoch kehrt, sobald die Lichter angezündet sind, zu ihrer Lectüre zurück. Egon nähert sich der Lesenden.

„Darf man fragen, welcher Autor so glücklich ist?“
 „O ein sehr gelehrter Autor und ein interessantes Buch. Aber noch interessanter für Sie, als für mich!“

„Für mich? Da wäre ich neugierig. Denn meine Schande zu gestehen, bin ich kein Bücherfreund. Darf ich sehen?“
 „Gewiß.“

Sie schlägt den Buchtitel auf, und Holberg blickt ihr über die Schulter.

Die Geschichte Derer von Helm?! Und das können Sie lesen? Das muß ja zum Sterben langweilig sein.“

„Wenn Ihr Dintel das hörte —“
 „Ah bah, ich bin und bleibe ein Holberg.“
 „Gleichviel. Das Buch interessirt mich. Ich bin eben bei der Stiftung des Majorats.... Ihr Ahnherr,“ setzt sie scherzend hinzu, „Ihr Ahnherr war ein weiser, vorsichtiger Mann. Keine Frau, kein Wahnsinniger und — kein Verschwenker soll Majoratserbe werden können.“

„Steht das drin?“
 „Ja, so lautet die Urkunde. Frauen, Narren und Verschwenker sind ausgeschlossen.“

„Dann könnte ich niemals Majoratserbe werden.“
 „Ist es denn in der That mit Ihrem wirthschaftlichen Sinn so schlecht bestellt?“

„Trostlos, sag' ich Ihnen. Ich hasse das Geld, und deshalb geb' ich es schleunigst immer aus.“

„Vielleicht ändern Sie sich mit der Zeit.“
 „Niemals; und wenn ich zum Beispiel so reich wie mein Bruder würde, wollte ich es Ihnen beweisen.“

„Wieso?“
 „Indem ich alle meine Schätze Ihnen zu Füßen legte.“
 „Hüten Sie sich, daß ich Sie eines Tages beim Worte nehme!“

„O thäten Sie das,“ sagt Egon mit veränderter Stimme, leiser und inniger.....

X.

„Ist das ein Morgen wieder!“ sagt der Pfarrer, der, nachdem er die Messe gelesen hat, mit dem Grafen und dem Helmburger Schulmeister bergan schreitet.

Sie wollen — der Geistliche und der Lehrer — da die Schule Ferien hat, in der Schloßkirche eine Vesper einstudiren, ein Tenorsolo mit Orgelbegleitung.

„Wie geht's Ihren Herren Neffen, Herr Graf?“
 „Um, es geht Ihnen Beiden zu gut, fürcht' ich. Den Einen macht's faul und den Anderen übermüthig.“

Der Graf sagt's mit sorgenvoller Stirn. Das Gebahren Leo's beängstigt ihn mehr und mehr.

Untermwegs hatten sie von Gemeindeangelegenheiten geplaudert, jetzt sind sie dicht beim Schloß und verathmen ein Weilchen.

Der Pfarrer zieht sein großes blaues Schnupftuch, das ihm hinten aus der Rocktasche hängt, hervor, nimmt die Brille ab, pußt die Gläser, setzt die Brille wieder auf und antwortet dann:

„Was Herrn Egon betrifft, so sag' ich, das ist gährender Muth, Jugend muß austoben. Und Herr Leo — ah, das ist eine großartige Natur. Der hätte in einem anderen Jahrhundert leben müssen! Sie kennen ihn ja auch, Herr Lehrer?“

„Ich bin so frei... Großartig! Hochwürden fanden wie immer das rechte Wort: Großartig!“
 „Er hat eine beneidenswerthe Zukunft.“
 „Beneidenswerthe Zukunft.“

„Und wie denken Sie über die Heirath?“ fragt der Graf.
 Ein Schatten fliegt über das Gesicht des Geistlichen. „Ah, Herr Graf — was läßt sich hiebei denken? Herr von Holberg liebt sie, und sie liebt ihn. In unserm toleranten Zeitalter ist gegen gemischte Ehen Nichts mehr einzuwenden..... Darf ich fragen, wie sich Fräulein Waldbemar befindet?“

„Die hat wohl Ihre besondere Gunst? Wie?“ Der Graf klopft ihm lachend auf die Schulter. „Seitdem Sie hörten, daß Fräulein Helene gewisse Werte eifrigt studirt —“

Der Pfarrer wird sehr roth und muß doch schmunzeln.
 „Ich will mich,“ entgegnet er, sich in die Brust werfend, „ich will mich von Autorenreue nicht gänzlich freisprechen — aber sie allein ist's nicht. Fräulein Waldbemar nimmt an allem Hohen und Tiefen Antheil. Unter Anderem legt sie für die Einrichtungen unserer heiligsten Kirche ein Interesse an den Tag, ein Interesse, das — das — jedenfalls erfreulich ist.“

Graf Helm sieht den Pfarrer von der Seite an und spitzt die Lippen.

„Um so mehr müssen Sie mit uns frühstücken,“ sagt er dann.
 „Und Sie auch, Herr Lehrer. Zum Orgelspielen haben Sie immer noch Zeit. Abgemacht.“

Die Einladung wird respectvoll angenommen.
 Aber weder Leo noch Helene kommen zum Frühstück.....
 Sie werden nicht vermißt, denn die Stunde bringt ein Ereigniß.

Kaum nämlich hat der Graf mit seinen Gästen zum Dejeuner sich niedergesetzt — jede Mahlzeit, auch das Frühstück, wird auf Helmburg gemeinsam eingenommen — wird ihm ein „Expresser“ von Schwanensee gemeldet.

Schwanensee, von Helmburg nur wenige Meilen entfernt, ist die Sommerresidenz des Landesfürsten....

Der Brief, den der Bote dem Grafen überbringt, enthält einige Zeilen des königlichen Kammerherrn.

Ihr Inhalt überrascht den Grafen. Er setzt sich militärisch stramm im Stuhl zurecht und sagt, indem er das Schreiben Herrn von Wiek über den Tisch hin reicht:

„Majestät der König werden heute auf Schloß Helmburg übernachten.“

Helene führt ihren Entschluß, den Mönchstein zu besteigen, an diesem vom Himmel begnadeten Morgen aus.

Von zwei Seiten wird der gewaltige Felskegel erklimmen. Der eine Weg geht hinter der Sennhütte empor, ist beschwerlich und gefahrvoll, aber der kürzere.

Ihn hat Helene gewählt, ohne Begleiter, ohne Führer.
 Es überkommt sie zuweilen eine unwiderstehliche Lust, ihr erstes Geheiß — Wahrung des Scheins — zu brechen und — sie, die Kluge — unklug sich in Gefahr zu begeben.

So klimmt sie heute, ihrem festen Fuß und guten Auge vertrauend, mit einem tüchtigen Alpenstock sich stützend, so klimmt sie wie eine Sennerin furchtlos den schmalen Felsenpfad hinan, der durch Geröll und über Kinnale und Abgründen entlang führt.

Helene sieht auf den Weg und nur selten hinauf oder hinab, und immer dann ruft sie sich, wie der Waller in Longfellow's Ballade zu: Höher!

Endlich läßt sie sich auf einer Felsenplatte, um auszurasten, nieder.

Alpenrosen haben dort üppig gewuchert, aber die Sonne, die

ihnen Farben und Leben gab, versengte sie auch. Sie überziehen nun wie Krost das Gestein.

Helene legt den Bergstock neben sich und schaut umher.
 Ringsum graues, nur noch spärlich mit Tannen bestandenes Gebirge, mit flatternden Gießbächen und schneeüberwehten Schlüften, und weiterhin dort, ein Gebirg überm Gebirge, das Auge blendend, eine Gletscherreihe.

Dicht vor ihr aber senkt sich die Gesteinswand, welche sie erklimmen, steil hinab.

Einjammer ist es hier, als am schiffschaukelnden, rauschenden, ruhlosen Meer.

Hier ist Ahnung des Oceans, der die Welten trägt.
 Kein Laut.....
 Doch horch! da rollt und kracht es nahebei. Etwas nähert sich. Vielleicht ein Wild.

Jetzt fällt ein Schatten neben sie.
 Mit einem Schrei der Ueberraschung erhebt sich das Mädchen.
 Leo springt von einer Felsenstafel und steht in der nächsten Secunde vor Helene.

Um dieselbe Zeit hat man im Schloß das Frühstück beendet.
 Der Graf ruft die Castellantin, den Tafeldecker und Gärtner, um sich mit ihnen wegen des hohen Besuchs zu berathen. Wanda eilt mit ihrer Gesellschafterin zur Musterung der Toiletten; Papa Wiek dagegen läßt sich durch keinen Fürsten der Welt den Genuß der Morgencigarre verkümmern.

Sehr übler Laune ist Egon.
 Er geht unruhig auf und ab, fragt wiederholt nach dem Bruder, trommelt an die Fenster Scheiben, eilt ins Freie und kehrt wieder unerschüchtern, wohin er sich wenden sollte, ins Schloß zurück.

„Wo sind Leo und Helene? Wo sind sie?“
 Nicht als ob er eifersüchtig wäre! Aber gestern, bei der Sennhütte — das war doch auffällig! Leo gefällt ihm nicht mehr. Warum ist derselbe seit einiger Zeit so mürrisch, verschlossen, man möchte sagen mißtrauisch gegen den Bruder? Und Helene — O, sie ist eine Sirene, eine — Schwerenoth, wo bleiben Leo und Helene?!

Der Pfarrer und der Lehrer aber vergessen nicht, warum sie ins Schloß gingen. Daß der König kommt, ist ein Grund mehr, um die Vesper einzustudiren. Vielleicht bietet sich eine Gelegenheit, das vom Pfarrer componirte Musikstück vor Seiner Majestät zu executiren.

So begeben sich Beide denn auf das Empor der Kirche, das ein breiter Sonnenstrahl aus einem nicht bemalten Rundfenster beleuchtet.

Der Pfarrer hat die Brille auf die Stirn geschoben und sich an die Orgel gesetzt; der Lehrer — der Arme steckt in einem Rock, den der Schneider nicht ihm angemessen — steht mit dem Notenblatt daneben, und ein Stalljunge harret im Schlagschatten des gewaltigen Instruments, um die Bälge zu treten.

„Sehen Sie, lieber Achleitner,“ beginnt der Pfarrer mit wichtiger Miene, „Meine Idee war diese — sie ist neu und gut: Der Tenor beginnt ohne Begleitung — sanft, süß, andächtig:

O Maria, Gnadenmutter,
 Neige dich, neige dich meinem Gebet!

dann crescendo — flehender:
 O Maria, Duell des Trostes,
 Höre die Seele, die zu dir flieht!

Jetzt kosend — duftig:
 Engel umgeben dich,
 Himmlische Pracht —

Forde, gleichsam verzweiflungsvoll:
 Aber mich, ach, mich
 Der Sünde Nacht!

Und nun fällt die Orgel fortissime ein!... Sie verstehen mich. So — Fangen Sie also an — recht sanft, recht süß.... Hans, bist da?“

Aus dem Schlagschatten ruft der Knabe: „Ja!“

Der Anblick Leo's auf der Felsenwarte erweckt Furcht und Grauen auch der sonst so Unerfrockenen.

Sein Gewand ist zerrissen, seine Hände bluten. Er hat den Hut verloren, und wild ringelt sich sein Haar.
 Die Augen funkeln ihm aufgedunsenen, glühenden Gesicht.

„Wie kommen Sie hierher?“ stammelt Helene.
 „Unter Gottes Schutz! unter Gottes Schutz! Denn an schauerlichen Abgründen und an donnernden Sturzbächen vorbei ging mein Weg, und ich zitterte und strauchelte nicht. Wie eine Gense flog ich dahin. Ich suchte Dich, und Gott wollte, daß ich Dich finde.“

„Mach!“
 „Ja, sein Himmel und seine Hölle Du für mich!“
 „Sie sind von Sinnen!“

„Mein, denn ich weiß, was ich will. Ich will, Dich umarmend, den Sprung in die Ewigkeit thun.“

Damit faßt er mit ehernen Armen die Schauernde an, und ein Ringen beginnt, einen Fuß breit vom Abgrund, vom Felsengrab.

(Fortsetzung folgt.)

Warum?

Aus dem Russischen.

Warum folgt er mir nur
 Dieser schreckliche Mann?
 Warum lächelt er so?
 Warum sieht er mich an?

Warum zuckt es so oft
 In dem bleichen Gesicht?
 Warum liebt er mich so?
 Warum sagt er es nicht?

Römische Briefe an eine Dame.

Von W. Marr.

I.



enn wir uns Abends im „Café greco“ trafen, wenn dann unser Tisch vollständig besetzt war, und die Gelehrten zu streiten anfangen und spöttelten, daß ich in Rom aus einem alten politischen Streit hahn ein Enthusiast geworden sei, so nahmen Sie wohl meine Partei, wenn ich ein ärgerliches Wort in die archäologischen Pedanterien hineindarf und mit dem Ausrufe schloß:

„Sorglos geb' ihrem Zauber ich mich hin!“

Dem Zauber der ewigen Stadt, dem Zauber Roms! Die „Gnade“ ist etwas spät bei mir „zum Durchbruch“ gekommen. Ein zum großen Theil in Abstractionen vergeudetetes Leben lag hinter mir, als ich in Rom mein Damaskus fand und von dem Wunderlichte geblendet wurde, wie mein schriftstellerischer College Paulus. Mag man mich einen „Renegaten“ schelten, obgleich ich in Rom nicht katholisch geworden bin, sondern mich nur vor den Wundern der Kunst gebeugt und gedemüthigt habe. Ich kann nicht helfen. Rom war zu schön! Nie, nie in meinem Leben habe ich eine so tiefere Befriedigung gefunden, als in der „Stadt der Städte“, wo auch nicht eine einzige Secunde, ich sage, nicht eine einzige Secunde für mich der Langeweile verfiel. Ich bin in Rom wenig zum Schreiben gekommen. Wollte ich nach des Tages Wanderungen Abends thun, was wir Schriftsteller „arbeiten“ nennen, hatte ich mir einen Gegenstand als sogenannten „Stoff“ zurechtgelegt, so galopirten meine Gedanken über zehn andere Gegenstände hinweg, bis sie vor dem ersten oder zwölften Keht machten, und meine Feder Feierabend, ehe sie noch ins Dintensäß getaucht war. Dann sagte ich mir: Schöne deine Kräfte, es bleibt dir noch so unendlich Viel zu sehen übrig. Aber mit jedem Tage wurde der Zauber stärker, der mich zum „Nichtsthun“ mit der Feder zwang. Auch jetzt noch hapert's mit der alten Schreibluft. Ich bin ängstlich zum ersten Male im Leben, „schüchtern“ möchte ich es nennen, zu schreiben, denn ich soll über Rom schreiben. Wären nicht so viele Tausende von Deutschen zugleich mit uns in Rom gewesen, dürfte ich nicht hoffen, ja fast gewiß sein, hie und da sympathische Reminiscenzen wach zu rufen, ich würde warten, bis ich so viele Nachstudien gemacht hätte, um ein „Buch“ schreiben zu können. Denn die Eindrücke waren zu überwältigend; ich brauchte gar nicht aus der fontana Trevi zu trinken, um die „ewige Sehnsucht“ nach der ewigen Stadt bis ins Grab zu schleppen. Ich habe es gethan und geseufzt: O, daß ich Horaz hieße, und der Mäenas hinter mir stände! Hinter mir stand aber bei dem verhängnißvollen Trunke nur ein junger Student, der ebenso trüblich wie ich das Wasser schlürfte und sein Zehnsohnsstück in das Bassin warf.

Aber klang es denn nicht selbst noch in dem lärmenden, lebensstollen Neapel wie ein feierlicher Orgelson, wenn Einer von uns das Wort Rom aussprach? Fand dieses Wort nicht immer wieder und wieder ein Echo unter uns? Wurde dieses Echo zuletzt nicht so laut, daß es mich und zwei Andere aus unserem Kreise zum zweiten Male nach Rom trieb? — So! jetzt können wir wenigstens prahlen: Wir sind zwei Mal in Rom gewesen!

Was uns beim Antritt einer Reise nach Rom so mächtig bewegt, was uns bei unserm Einzug in die Tiberstadt in Aufregung versetzt, das abhängige Gefühl, das uns in Rom nie ganz verläßt, es hat seinen Grund in dem Bewußtsein, daß hier in Rom Sage und Geschichte sich die Hand reichen, so daß es selbst dem Gelehrten schwer fällt, mit genauester Präcision zu bestimmen, wo die eine aufhört und die andere anfängt. Auch der Unwissende, der in der Erziehung Verwahrloste macht sich Vorstellungen bei der Nennung gewisser Städtenamen. Verbindet er z. B. mit Paris den Begriff Luxus und Vergnügen, mit London den Begriff Handel und Schifffahrt, so ist Rom ihm eine Tradition von Allem, was die Menschheit in ihrer Kraft geleistet hat, der Centralpunkt verfloßener Jahrtausende, der noch heute auf kirchlichem und politischem Gebiete so viel von sich reden macht. Der Name mit den drei Buchstaben scheint einmal nicht nebenfächlich werden zu können und gerade deshalb übt er auf Wissen und Nichtwissen einen so magischen, magnetischen Reiz. Die Glanzmomente von Jahrtausenden, oder ihre Trümmer und

Ruinen, — daß er diese in Rom finden werde, weiß ein Jeder, und wenn der Tourist Paris wie ein Theater, London wie eine Börse betritt, so betritt er Rom wie einen Tempel. Das Nil admirari wird durch Roms Vergangenheit von vornherein zum Schweigen gebracht. Lernen oder Genießen ist die kategorische Parole. Und in Wahrheit, Rom ist die Stadt, in welcher man genießend lernt und lernend genießt und darüber so Vieles, so Vieles vergißt, was uns zu Hause die Hauptsache war. Ist es uns z. B. nicht oft genug aufgefallen, wie manche Dame, welche in Berlin, Wien, München, Dresden u. s. w. ein leuchtendes Vorbild der Eleganz der Mode war, in Rom ihre Koffer nur halb auspacken ließ und sich con amore in ihrer Toilette der artistischen Einfachheit befleiß? Kleine Charakterzüge, aber doch bezeichnend und des Betonens werth. Nirgend herrscht in der Touristenwelt ein cordialerer, ungezwungenerer Ton. Jeder weiß, daß die absolute Nullität von Rom fern bleibt, und daß der Indutrieritterschwindel, der uns in anderen Hauptstädten und Bädern eine gewisse Zurückhaltung gebietet, sich von Rom nicht angezogen fühlen kann. Eben so fehlt uns in Rom die Zeit zu allen den kleinen Intriguen, welche die Langeweile erzeugt. Man hat in Rom nie Langeweile, wird nie überfüllt von Genüssen, weil diese Genüsse eben ganz anderer Art und unendlich mannichfaltiger sind, als die Genüsse anderer großer Städte. Die Geschichte von jener wißbegierigen Frau von *** ist keine Anekdote. Sie kam, mit Empfehlungen an den Maler *** versehen, in Rom an, erklärte diesem freudig, daß sie sechs Monate dableiben würde, und ersuchte ihn um seinen Rath, damit sie „Rom recht gründlich kennen lerne“.

„Ach, meine gnädige Frau,“ antwortete der Künstler, „da kann ich Ihnen nicht helfen; ich bin selbst erst zehn Jahre in Rom!“

Was sind nun vollends einige Monate, wenn man von Rom mehr, als eine lehrreiche Erinnerung oder eine „ewige Sehnsucht“ mitnehmen will? Ich bin innerhalb von noch nicht völlig drei Monaten 46, sage sechs und vierzig Mal im Statuenmuseum des Vaticanus gewesen und würde trotzdem noch nicht wagen, mich von einem Sachverständigen examiniren zu lassen. O ja! den Total-eindruck habe ich unauslöschlich fest behalten; eine Reihe von Meisterwerken ist meinem Gedächtniß gegenwärtig geblieben, allein um das zu sein, was man in einem Gegenstand „zu Hause“ nennt, — wie weit bin ich, sind wir Tausende von Touristen davon entfernt!

In der Contemplativität besteht der wahre, der einzige Genuß. Unsere aufgeregten Sehnerven müssen sich erst beruhigen, unsere Anschauungsweise muß sich selbst erst plastisch gestalten, ehe wir an den herrlichen Bildwerken den wahren, tiefinneren Genuß finden, erleuchtet statt geblendet, erwärmt statt flüchtig entzündet sind. Schämten wir uns nicht, unsere Unwissenheit einzugestehen, affectiren wir kein Kunstkennerthum, seien wir Schüler in Rom, dann haben wir Genuß. Es gibt in der ewigen Stadt Leute genug, die uns belehren, unterrichten können, und die Diskussionen über Einzelheiten lassen Abends in den Cafés an Lebhaftigkeit oft Nichts zu wünschen übrig.

Von diesem Gesichtspunkte aus, er ist anspruchslos, will ich Ihrem Wunsche entsprechen und Sie auf unser nächstes Rendezvous in Rom vorbereiten, wo ich so oft „meine lebenden Mitmenschen über dem kalten Marmor zu vergehen pflegte“.

Wohl ist er kalt, jener Marmor, kalt wie der Tritone in der Sala delle Statue des Vaticanus; wo er die Nummer 253 trägt. Aber seine Kälte zeigt er nur den Ueingekehrten, die ihn Nichts, als die schuldige Höflichkeit entgegenbringen. Unser Triton hat Arme und Unterkörper verloren. Wahrscheinlich sind sie ihm einmal in einem revolutionären Pöbelrausch zerbrochen, und irgend ein Krämer, der sich ein Haus bauen ließ, hat sie zerstampfen lassen, um Kalk und Mörtel daraus zu machen. Das pflegte in Rom zu Zeiten wohl vorzukommen. Es gab ja Zeiten in der ewigen Stadt, wo wenig oder Nichts heilig war, als z. B. die Barberini aus den Travertinquadern des Colosseums sich Privatpaläste bauen ließen, Zeiten, in denen Michel Angelo den berühmten „Herkules torso“ in einer — Schufterbude entdeckte, und wo ein Kunstkenner die „capitolinische Venus“ einmauern lassen mußte, um sie vor innern und äußern Barbaren zu verbergen.

Ich hielt den Burschen zuerst, als ich ihn flüchtig beobachtete, für nichts Geringeres, als eine Statue des Königs Midas. Das Streben der Ohren, Gelsöhren zu werden, noch mehr aber der leidende Ausdruck des nach oben gerichteten Antlitzes, ließ mich glauben, jenen mythologischen König zu sehen, der so namenlos unglücklich war, weil sich Alles, was er berührte, sogar die Pastete, die er zum Dejeuner bestellte, in Gold verwandelte. Für einen Tritonen, der lüftern nach einer schönen, aber spröden Nereide schießt oder staunend zur noch schöneren Amphitrite aufschaut, war der Blick zu ernst, zu klagend, und die Schilfrudera an Kopf und Brust der Figur sind nicht so auffällig, daß wir sofort von diesen Attributen auf den tritonischen Charakter schließen. Aber der Katalog hat Recht. Es ist ein Triton, und kein eiselhörigwerdender König Midas.

Zur Zeit, als das Christenthum in Rom Wurzel schlug, ward es der alten Mythologie unheimlich, und sie bekam Existenz- und Nahrungszorgen. Wie wir in unserem neunzehnten Jahrhundert sehen, daß sich in Zeiten der politischen Reaction die Presse auf Popularisirung der Naturwissenschaften wirft, so „demonstrirte“ auch die altheidnische Kunst gegen den neuen Einfluß. Wir finden diesen eigenthümlich wehmüthigen Ausdruck in einer Menge griechischer und römischer Bildwerke wieder, die von Natur selbst heiter sein sollen. Anfangs, wie bei manchen Nachbildungen des praxiteleschen Fauns in Ruhe, herrscht noch ein stoisch-philosophischer Spott, der zu sagen scheint: „Ihr könnt mir und meiner Schönheit doch nicht gefährlich werden.“ In vielen Bacchus-Statuen tritt dann bereits ein Zurückziehen an sich selbst zu Tage, bis das Heidenthum den Meißel wie zu einer marmornen Klage führte.

Jenen vollständig „demonstrativen“ Charakter glaube ich auch in dem Triton zu erblicken. Er könnte sonst nicht von einem so grandiosen Styl sein, nicht — abgesehen von seinen Ohren — von einer solchen, fast apollonischen Schönheit. Gebt ihm eine Lyra in die Hand, schneidet ihm die langen Ohren ab und pugt ihm die beaux restes von Schilf weg, und Ihr habt einen Apollo, der die Lippen öffnet, um ein Klagegedicht zu singen, daß der Olymp außer Credit gekommen ist.

Sie begreifen, daß zu solchen Betrachtungen und Reflexionen Zeit gehört. Das aber ist gerade der Unterschied unserer Kunstgenüsse in Rom und anderen Orten. Tel quel ein Meisterwerk, das auf Bestellung gemacht ist, bewundern, kann man überall. In Rom steht die Geschichte hinter jeder Statue: die

Cultur-, Kunst- und Weltgeschichte. Die artistische Inspiration ist hier nicht isolirt. Die Formen und der Ausdruck repräsentiren zugleich Zeitepochen, und jenes nothgedrungenen Vertiefen in den Geist, wenn man will, die Tendenz der Antike, ergibt sich in Rom ganz von selbst, wenn man die Museen nicht, wie ich mich etwas trivial auszudrücken mir erlaube, im „Hundertstab“ durchläuft.

Der „Triton“ steht auf einem nicht weiter numerirten Grabstein, den ein gewisser Titus Flavius Capitonius seiner 26 Jahre, 3 Monate, 24 Tage und 10 Stunden alt gewordenen Ehefrau Pletoria Antiochide, unter Anpreisungen ihrer Tugenden, errichten ließ, wie die Inschrift besagt. Solche „Cippen“ dienen zu Hunderten den Statuen als Sockel und welche leckere Speise für den Alterthumsforscher, welche Karikäten für den Laien bieten sie dar!

Gestatten Sie jetzt, daß ich Sie mit einer anderen stummen Herrschaft bekannt mache.

(Fortsetzung folgt.)

Wirthschaftsplaudereien.

Das Nickelmetall, seine Vergangenheit und Zukunft. Dem Metalle, welches den häßlichen Namen Nickel trägt, ist es gegangen wie dem häßlichen Entlein, von dem Andersen's Märchen erzählt, daß es zum herrlichen Schwan heranzwuchs. Auch das Nickel hat seine Laufbahn im Dienste des Menschen sehr klein angefangen, ist unter stiefelstellerlicher Fürsorge zweier anderer Metalle groß geworden, und beginnt seit ein paar Jahren im glänzenden eigenen Kleide auf der Weltbühne zu erscheinen und glänzend zu reüssiren.

Da dem Nickel unter den für Küche und Hausgeräth verwendeten Metallen eine ganz besondere Zukunft blüht, möge seine Geschichte hier erzählt, seine Aussichten für das Haus näher begründet werden.

Seinen Taufnamen empfing das Nickel oder vielmehr dessen Erze vor mehreren hundert Jahren von Bergleuten des Erzgebirges, welche, angelockt durch die glänzende Außenseite und das hohe Eigengewicht des Nickelergzes, sich vergebliche Mühe gaben, aus demselben Kupfer oder Silber zu erschmelzen. Was der Hüttenmann auch anstellte, der Schmelzofen verlagte bei dem trügerischen Erz seine Dienste und brachte kein Metall heraus, und da schimpfte man's einen Nickel, und ein verschwiftetes Erz, welches genau so eigensinnig war, nannte man Kobold, denn Hegererei mußte damals unter solchen Umständen im Spiel sein, und Kobalt heißt man das andere Metall noch bis auf den heutigen Tag.

Besser verstanden es schon damals die Chinesen, aus Nickelergzen das Metall abzuschleifen, denn seit Jahrhunderten verarbeiten sie für verschiedene gewerbliche Zwecke eine silberähnliche Metalllegirung aus Nickel, Kupfer und Zink, welche unter dem Namen Packfong auch schon nach Europa gelangte, ehe das Nickel hier als ein selbstständiges Metall erkannt worden war. Letzteres geschah vor 121 Jahren durch den schwedischen Chemiker Cronstedt; aber selbst bis gegen Mitte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts mußte man keine Verwendung zu finden für dieses mit den vortrefflichsten Eigenschaften ausgestattete Metall.

Das Nickelmetall vereinigt in sich die guten Eigenschaften des Silbers und des Eisens. Es ist fast silberweiß, mit einem geringen Stich ins Gelbliche, besitzt starken Metallglanz und eine große Härte, ist ziemlich geschmeidig, läßt sich walzen und zu Draht ausziehen, ist sehr schwer schmelzbar, kann wie Eisen magnetisch werden und behält auch den angenommenen Magnetismus dauernd bei. Durch saure Flüssigkeiten wird es gar nicht oder doch nur sehr schwer — am leichtesten durch Scheidewasser — angegriffen und an der Luft läuft es weder an noch roftet es. Selbst Schwefel, der in Verbindung mit Silber gebracht letzteres bald schwärzt, bleibt ohne merkliche Wirkung auf Nickel.

Und mit allen diesen vorzüglichen Eigenschaften ausgerüstet, die es trotz seiner relativen Wohlfeilheit zu einem edlen Metall stampeln, mußte das Nickel so lange Zeit unbeachtet bleiben! Es ist deuthches Verdienst, auf europäischem Boden zuerst das Nickel zu einer dem Packfong der Chinesen ähnlichen Legirung, dem Neusilber verwendet und daraus eine Industrie geschaffen zu haben, die mittlerweile großartige Dimensionen angenommen und ihren Hauptsitz in Berlin hat. Das Neusilber*) ist ein durch Nickelzusatz nicht nur silberweiß, sondern auch widerstandsfähiger gegen Luft und saure Speisen gewordenes Messing. Ein guter neusilberner Löffel gibt vierundzwanzig Stunden in scharfen Essig gesteckt, nur sehr wenig Zink und weder Kupfer noch Nickel an den Essig ab. Neusilber ist daher als Küchen- oder Tafelgeräth nicht gefährlich, viel weniger gefährlich als das gewöhnlich und mit Unrecht als harmlos angesehene Zink (Milch hält sich in Zinkgefäßen darum so gut, weil die entstehende Milchsäure durch Auflösen von Zink abgestumpft wird) oder gar das leicht angegriffene Messing.

Wie schon gesagt brachten Kupfer und Zink das Nickel zu Ehren, seit ein paar Jahren hat man aber angefangen, dem reinen Nickelmetall Aufmerksamkeit zu schenken, und doch steht man heute noch am Anfange, seine Verwerthbarkeit vollends ganz zu würdigen.

Aus gediegenem Nickel wird man hauptsächlich seines Preises wegen (das Pfund des in den Handel kommenden noch Kupfer enthaltenden Nickels kostet 2 Thaler) anderen Metallen gegenüber schwerlich jemals Geräthe für Haus und Küche anfertigen, dies macht aber auch ein anderes Kind unseres Jahrhunderts, die Galvanoplastik, überflüssig, mit Hilfe deren man Gegenstände aus wohlfeileren Metallen mit Nickel überzieht.

Vor etwa dreißig Jahren machte Professor R. Böttger in Frankfurt a. M. zuerst ein Verfahren bekannt, Metalle galvanisch zu vernickeln, und lenkte damals schon die Aufmerksamkeit des wissenschaftlichen wie des technischen Publicums auf diesen wichtigen Gegenstand. Dies Verfahren ruhte wohlbergraben in einem deutschen wissenschaftlichen Journal, bis es vor etwa vier Jahren zuerst in Amerika, dann in England „Nachfindern“ patentirt wurde, und heute schon sehen wir in Amerika mindestens zehn

*) Gutes Neusilber, auch Argentan genannt, gleicht zwölftenthigem Silber, seine Zusammensetzung schwankt zwischen Mischungen aus 50 bis 66 Kupfer, 19 bis 31 Zink und 13 bis 18 Nickel. Ähnliche Legirungen sind das Perusilber, Chinasilber, Christoflemermetall und das Alpacka. Das Tiers-argent (Drittel-Silberlegirung), seit wenigen Jahren in Frankreich sehr in Aufnahme kommend, enthält außer den angeführten Metallen 27 1/2% Silber. Belgien und Nordamerika besitzen Scheidemünzen aus Nickel-Kupfer, die Schweiz solche aus Neusilber-Silber. Als eine ist galvanisch verfilbertes Neusilber.

große Fabriken mit dem Vernickeln tausender von Gegenständen beschäftigt.

Zwar hat man schon vor vier Jahren in Amerika und auch bei uns Vernickelungen vorgenommen, aber doch nur für einzelne beschränkte Zwecke.

Welche Metalle und welche Gegenstände eignen sich nun zum Vernickeln? Nach Professor F. Stolba kann man Schmiedeeisen, Gußeisen, Stahl, Kupfer, Messing, Zink und Blei mit Nickel überziehen. Alle aus diesen Metallen gearbeiteten Gegenstände sind mehr oder weniger dem Rosten oder Oxidiren ausgesetzt, namentlich sobald sie als Gegenstände des täglichen Gebrauchs nicht allein der Luft, sondern auch der Feuchtigkeit ausgesetzt sind; ein Ueberzug von Nickel gibt ihnen nicht nur Schutz vor dem Rosten, sondern schützt die weichen der oben genannten Metalle auch vor der mechanischen Abnutzung.

Am wichtigsten wird die Vernickelung für Eisen und Stahl, Messing und Kupfer werden. Schon sehen wir im Geiste ganze Armeen mit den nie rostenden weiß vernickelten Schwertern bewaffnet, sehen das vernickelte stets blanke Bajonett hell in der Sonne blinken, ebenso die Helme, Harnische, Sporen, die Geschirrtetten der Pferde, und hören das mühsame Ruhen und Poliren der Waffen als einer längst überwundenen Zeit angehörig verlachen, ebenso aber — und wahrscheinlich bevor der Soldat den Segen der Vernickelung kennen gelernt hat — sehen wir die intelligente Hausfrau nur noch vernickelte Tischmesser (mit welchen Fische, sogar Serringe zerlegt werden können, unbeschadet des Geschmacks- und Geruchsinnes) und dito Gabeln zur Tafel zulassen, ein messingnes vernickeltes Kaffeesevice dem Porzellansevice vorziehen, weil es unzerbrechlich, leicht reinzuhalten ist und beinahe wie Silber aussieht, und statt der verzinnnten Kochgeschirre nur noch vernickelte Eisenblechwaren in der Küche führen. Thatsächlich fertigen solche Geschirre seit wenig über einem Jahre amerikanische Fabriken an.

In Deutschland beginnt man auch, vorläufig wohl nur Nähmaschinenteile, Leuchter, Gewichte und Gegenstände für Laboratorien zu vernickeln und bald hoffen wir auch im Stande zu sein, unseren Leserinnen mittheilen zu können, wo sie vernickeltes Küchen- und Tafelgeräth deutscher Fabrik beziehen können, die Anregung dazu haben wir schon vor über Jahresfrist einem Fabrikanten gegeben; mit der Ausführung solcher Vorschläge geht's nur in Amerika stets rascher als bei uns.

Gewiß wird so manche unserer Leserinnen schon von dem Nickelmetall gehört haben, vielen wird dasselbe aber wie ein vom Himmel gefallener neuer Freund erschienen sein, nun, auch diese Bezeichnung könnte es buchstäblich beanspruchen, denn jeder Meteorstein, der aus jenen unbekannteren Räumen mit Blitz und Krachen herunterstürzt, sich auf unserer Erde eine neue Heimstätte zu suchen, führt, sobald er der Hauptmasse nach aus Eisen besteht, als treuen himmlischen Gesellschafter stets auch das Nickel mit sich.

Dr. E. J.

Amerikanischer Fleisch- und Gemüsehacker. Die vorstehende Abbildung veranschaulicht einen neuen praktischen Fleisch- und Gemüsehacker, der



Amerikanischer Fleisch- und Gemüsehacker.

kaum noch der Erklärung bedarf. Das Gefäß, in welches das Gemüse zc. hineingebracht wird, besteht aus Blech und hat einen innern concreten Holzboden. Das Gefäß steht nur lose auf dem Unterfuß und kann daher beliebig und nach Bequemlichkeit mit der einen Hand herumgedreht und gewendet werden, während man mit der anderen Hand das in einem Scharnier sich bewegende scharfe Hackbeil führt. Vorräthig bei E. Cohn, Berlin.

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von schwarzem Taffet, mit einem breiten getostten Bolant und mit Blenden desselben Stoffes garnirt. Ueberkleid von eckig-farbener Popeline mit Bombadourbestin, Garnitur von schwarzem Sammetband und Wälchenfranze. Manteliet von weißem Kaschmir mit schwarzem Sammetband besetzt.

Figur 2. Robe von gelblichem Seidenbast mit drei Bolants. Ueberkleid von gleichfarbiger gestreifter Seidengaze.

Figur 3. Anzug von schwarzem Taffet. Der untere Rock ist mit einem breiten Bolant garnirt; letzterer ist am oberen Rande mit zwei gegeneinander gefehrten Frisuren begrenzt, deren Ansatz ein breiter schwarzer Sammetstreifen deckt. Tunika und Schößtaille sind mit ähnlicher Garnitur versehen. Strohhut mit Füllschärpe, Band und Blumen garnirt.

Figur 4. Kleidchen von weiß und blau gemustertem Musselin. Schärpe von blauem Taffetband, Jacke und Capote von weißem Kaschmir mit Sammetband und Soutache besetzt.

Räthsel.

(Einfältig.)

Macht dich mein Wort auch nicht gesunden, Gib's Balsam doch für Leib- und Seelenwunden; Ein Zeichen fort — du siehst es nagen, zehren, Langsam doch sicher Starckes selbst zerföhren; Des Lichtes Wiege, dem die Gläubigen sich neigen Erblickst du, streichst du abermals ein Zeichen; Noch eins — dann bleibt ein Nest und der ist Schweigen. Jenny Hirsch.

Correspondenz.

Wißbegieriges Mädchen auf dem Lande. Da eine Tunika von schwarzem Sammet für den Sommer zu schwer wäre, so wählen Sie zu dem betreffenden Anzug eine Tunika von schwarzem Taffet, Kaschmir oder Popeline. In Bezug auf das Farben wenden Sie sich an die Garberober-Reinigungsanstalt und Färberei von W. Spindler, Berlin, Leipzigerstraße Nr. 42.

Z. in W. Es ist aus mehr als einem Grunde rathsam, starke Parfüms zu vermeiden. L. und W. in G. Sie können den gewünschten Stoff aus dem Modemagazin von S. Gerzon in Berlin beziehen; auch erhalten Sie von demselben auf Wunsch Proben zugesendet.

Landbewohnerin in Ungarn. Neue Wäsche-Modelle werden demnächst erscheinen. Zur Halbtrauer dürfte grau und schwarz am geeignetsten sein.

M. C. in N. Das gewünschte Gardinen-Arrangement können wir nicht versprechen; ziehen Sie einen Tapezierer zu Rathe.

Ein bescheidenes Landfräulein. Gestreifte Percalkleider werden neuerdings vielfach mit Blenden oder Frisuren von weißem Percal oder mit solchem in der Farbe der Streifen, jedenfalls einfarbig, garnirt. Den Schnitt für das Ueberkleid wählen Sie nach eigenem Geschmack.

Das Kleebblatt aus dem Thale. Das Geschenk scheint uns durchaus passend. Zur Toilette einer Brautjungfer würden wir ein weißes Musselinkleid einem Kleide aus weißem Wollstoff vorziehen.

Langjährige Abonnentin und treue Freundin des Bazar. Sie können aus der gestreiften Gaze nicht nur einen Ueberwurf, sondern auch einen ganzen Anzug fertigen.

K. D. W. Das Nähnehmen und Zuschneiden lehrte der Bazar in dem Beiblatt zu Seite 21-28 des Bazar von 1871.

E. D. S. Arrangiren Sie die Toilette in Weiß und Rosa.

Notiz.

Die nächste Nummer erscheint in vierzehn Tagen.

Da der Bazar vierteljährlich, wie bekannt, nur 12 Mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche, in welcher keine Nummer ausgegeben wird.

Die Expedition.

